

# Baltische Monatschrift.

Sechsenddreißigster Jahrgang.

## Inhalt:

|  |     |
|--|-----|
| Die baltischen Provinzen unter der Regierung des Zaren Alexander III.  | 667 |
| Sommernorgen. Von Alexander Baron Mengden . . . . .  | 679 |
| Propst Glücks Berichte aus Marienburg an den Grafen Dahlberg<br>vom Jahre 1701. (Schluß). Mitgetheilt von Dr. Fr. Bienemann jun. . | 680 |
| Weshalb die Moscoviter niemals in Livland festen Fuß fassen<br>werden. Eine Betrachtung vom 6. Jan. 1701 . . . . .                 | 697 |
| M. R. v. Stern und D. v. Andrejanoff. Von Gregor von Glasenapp . .   | 700 |
| Julian der Abtrünnige, Roman von Felix Dahn. Eine Anzeige von E. v. S.   | 737 |
| Politische Correspondenz . . . . .   | 748 |

Nachdruck, auch im Auszuge, verboten.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

Preis jährlich 8 Abl., das einzelne Heft 80 Kop. Inventionspreise:  $\frac{1}{2}$  Seite 10 Abl.,  $\frac{1}{2}$  Seite 6 Abl., im  
Abonnement (12 Mal) 35% auf dem Umschlage 25% Rabatt.

Verlag.  
Franz Kluge.  
1894.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an den Herausgeber Herrn  
M. v. Tiedeböhl in Riga, Georgenstraße 4, zu richten.

# Unser Bismarck

VON

C. W. Allers.

[12]—12.

14 Lieferungen à 1 Rbl. 20 Kop.

Der Schöpfer des berühmt gewordenen Prachtwerkes „Fürst Bismarck in Friedrichsruh“ bietet hier ein neues Werk, zu dem er lange gesammelt hat und das alle Vorzüge der so ansprechenden Allers'schen Darstellungsweise mit seiner lebenswahren und gemüthvollen Auffassung in sich zu vereinigen verspricht.

Bestellungen nimmt entgegen

Riga.

N. Kymmel's Buchhandlung.

## Adalb. G. Berg,

Riga, Scheunenstr. № 18,

empfehl't in grösster Auswahl zu den billigsten Preisen:

### Taschenuhren

[6]—6.

in Gold-, Silber-, Nickel- u. oxydirt. Stahlgehäusen.

Ferner:

Cabinet-, Tableaux-, Tisch-, Regulator-, Wecker-,  
Schwarzwälder-, Reise- u. Jahres-Uhren.

Uhrketten, Breloques

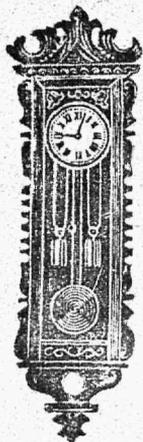
neuester Facons, in Gold, Silber, Double, Nickel, Talmi, Stahl,  
Bronze und Seide.

### Musikwerke

verbesserten Systems von 4 bis 6 Stücke spielend.

### Musik - Werke

zum Drehen für Kinder, von 1 Rubel 50 Kopeken an.



Riga.

**NB. Reparaturen** werden unter Garantie solide und billigst ausgeführt.

## Die baltischen Provinzen unter der Regierung des Zaren Alexander III.

---

Die nachstehende kurze Uebersicht über die wichtigsten Regierungsmaßregeln in den Ostseeprovinzen während der Jahre 1881 bis 1894 ist wörtlich der in Riga erscheinenden russischen Zeitung „Rižski Vestnik“ (Nr. 233 vom 25. October c.) entnommen. Wir haben unsrerseits im Einzelnen zu dem Artikel, den wir in extenso wiedergeben, nichts zu bemerken. Die Daten sind durchweg richtig. Nur der Passus in der Einleitung, in dem es ganz allgemein heißt, die „sogenannten“ baltischen Privilegien hätten stets die Majestätsklausel enthalten, bedarf einer Einschränkung: die Privilegien der ehstländischen Ritterschaft und der Städte Reval und Riga sind ohne jede Reservation ertheilt und in der Folge bis zu Alexander I. auch stets ohne Reservation bestätigt worden.

\* \* \*

## Die baltischen Gouvernements unter der Regierung des Kaisers Alexander III.

Nach Peter d. Gr. wurden gewöhnlich bei jedem Regierungswechsel von den baltischen höheren Ständen Deputirte mit Bitten um Bestätigung der „ostseeprovinziellen“ Rechte und Privilegien an den zur Regierung gelangten Herrscher delegirt. Und jedesmal kehrten sie zurück, ausgerüstet mit auf's Neue verliehenen Gnadenbriefen. Als Peter d. Gr. diese Rechte bestätigte, machte er bekanntlich den Vorbehalt: „doch Uns und Unserer Reiche Hoheit und Rechte ohne Präjudiz und Nachtheil“. Katharina I.,

welche diese Klausel wiederholte, fügte noch hinzu<sup>1)</sup>: „soweit sich dieselben auf jegige Herrschaft und Zeiten appliciren lassen“. Unter den folgenden Regierungen bis zum XIX. Jahrhundert wurden diese Klauseln stets wiederholt, in den Gnadenbriefen dieses Jahrhunderts heißt es aber: „sofern sie den allgemeinen Verordnungen und Gesetzen Unseres Reiches conform sind“.<sup>2)</sup> So wurde es durchweg bis zum Jahre 1856 gehalten, wo die sogenannten „Privilegien“ zum letzten Mal bestätigt worden sind.

Beim Regierungsantritt des in Gott ruhenden Kaisers Alexander III. im Jahre 1881 wurden diese Privilegien nicht bestätigt.\*)

<sup>1)</sup> Das ist nicht richtig. Auch diese Klausel findet sich bereits in Peters d. Gr. Bestätigung vom 30. September 1710. Vgl. dazu das Protokoll der Konferenz mit Löwenwolde vom 13. Februar 1711.

Die Red. d. Balt. Monatschr.

<sup>2)</sup> Die Uebersetzung: „sofern sie . . . übereinstimmen“ (если сообразны) ist nicht nur ungenau, sondern auch sinnlos, denn ein Besonderes, das mit dem Allgemeinen übereinstimmte, wäre kein Besonderes mehr. Vgl. D. Müller, die livl. Landesprivilegien pag. 100, Anm. 2.

Die Red. d. Balt. Monatschr.

\*) Anmerkung der Red. der Balt. Mon.

Zum besseren Verständniß des Folgenden wird es nothwendig sein, sich diese Privilegien in's Gedächtniß zurückzurufen. Es mögen daher zuvor einige der wichtigsten einschlägigen Paragraphen der „Vollständigen Gesetzesammlung“ (Polnoje Sbornje Sazonow) im Auszuge hier ihren Platz finden.

Poln. Sobr. Sak. Nr. 2279 (4. Juli 1710). Insonderheit aber paccircirt die Ritterschaft: 1) Daß im Lande sowol als in allen Städten die bisherzu in Liefland exercirte evangelische Religion secundum tesseram der unveränderten Augsburgerischen Confession, und von selbiger Kirchen angenommenen symbolischen Bücher, ohne einigen Eindrang, unter was Vorwand er auch könnte bewirkt werden, rein und unverrückt conserviret, sämmtliche Einwohner im Lande und Städten dabei kräftig und unveränderlich gehandhabet und bei der Administration sowol internorum als externorum ecclesiae von Alters her gewöhnlichen Consistorien und competirenden Jurium patronatus sonder Veränderung ewiglich conserviret werden. 2) Zu welchem Ende Kirchen und Schulen im Lande und in den Städten bei der evangelisch-lutherischen Religion bleiben und erhalten auch retablirt werden sollen, in dem Zustande, als sie in den ruhigsten Zeiten eingerichtet und erbaut gewesen. . . 4) Die Universität in Livland, weil sie mit zureichlichem Einkommen und Gütern fundirt ist, wird beibehalten und allezeit mit tüchtigen Professoren, der evangelisch-lutherischen Religion zugethan, besetzt. . . 6) Nächst Bestellung des wahren Gottesdienstes, beruhet die Grundveste eines Landes auf die Administration der Justiz. Zu welcher die in Liefland nach allen Kreysen gewöhnliche Unter- und Oberinstanzen, aus der Noblesse des Landes, und theils aus andern wohlgeschickten

Am 21. Januar des Jahres 1882 wurde im „Reg.-Anzeiger“ gemeldet, daß „in Folge des dem Justizminister durch den Minister der inneren Angelegenheiten mitgetheilten Allerhöchsten Befehls betreffs einer durch einen Senateur in allen Richtungen der staatlichen Verwaltung vorzunehmenden Special-Revision des Livländischen und Kurländischen Gouvernements, und in Folge der allerunterthänigsten Eingabe des Justizministers am 20. Januar die Allerhöchste Genehmigung Sr. Kaiserl. Majestät dazu erfolgt sei, mit der Revision dieser Gouvernements den Senateur *Manassein* zu betrauen.“

Eingebornen, auch sonst meritirten Personen deutscher Nation allzeit ergänzt und bestellet werden. . . 10) In allen Gerichten wird nach livländischen Privilegien, wohlfeingerichteten alten Gewohnheiten, auch nach dem bekannten liefländischen Ritterrechte, und wo diese deficiren möchten, nach gemeinen deutschen Rechten der landesüblichen Proceßform gemäß . . . decidirt und gesprochen. . . 11) Der Adel und die Eingebornen des Landes haben und genießen vor andern das Recht, zu allen sowol Civil- als Militärchargen employirt zu werden.

Poln. Sobr. Sak. Nr. 2298. 31) Daß auch sowol in den Ober- als in den Untergerichten keine andere Richter als hithero gewesen, noch bei der Kanzlei oder sonst einige andere mehr, als die bisherige deutsche Sprache introducirt. . . 6) Im selben Oberlandgerichte als ins Künftige Ihrer Groß Czarischen Maytt. höchste Jurisdiction dieses Herzogthums niemanden gestatten zu präsidiren, als den Ihre Groß Czarische Maytt. zum Regenten oder Generalgouverneurn hier verordnen werden; dabei unterthänigst bittend, dem Lande zur großen Gnade einen Deutschen und evangelischer Religion zugethanen. Generalgouverneurn zu verordnen. . .

Poln. Sobr. Sak. Nr. 30185. (Confirmationsurkunde vom 17. Februar 1856) Von Gottes Gnaden Wir Alexander II, Kaiser und Selbstherrscher aller Rußen etc., etc. thun hierdurch kund Allen und Jedem, denen solches zu wissen nöthig ist, daß Wir, in Veranlassung des uns von Seiten des livländischen Adels durch dessen Deputirte, den Landrath Baron Vietinghoff und den Landmarschall von Stein, überbrachten, allerunterthänigsten Gesuchs, nicht nur diesen Adel bei allen seinen früheren Rechten, Gewohnheiten, Einrichtungen, Vorzügen und Privilegien Allergnädigst auf derjenigen Grundlage belassen, auf welcher er dieselben kraft Allerhöchster Gnadenbriefe und Ukase Unserer Erhabenen Vorfahren gegenwärtig genießt, sondern auch die während der Regierung Unseres geliebten Vaters seligen und ewig ruhmwürdigen Andenkens des Herrn und Kaisers Nikolaus Pawlowitsch zum Nutzen dieser Provinz erlassenen Verordnungen bestätigen, indem wir dem livländischen Adel gestatten, alle diese Rechte, Privilegien und Vorzüge, sofern sie den allgemeinen Verordnungen und Gesetzen Unseres Reichs conform sind, frei auszuüben, und indem Wir dazu noch mit Unserem Kaiserlichen Worte versichern, daß auf dieser Grundlage alles Erwähnte gewahrt und beibehalten werden wird, ohne die geringste Abänderung durch Uns. Weß zur Urkunde u. s. w.

Diese Revision bildete den Wendepunkt in der Geschichte des Gebiets. Auf das Ehstländische Gouvernement wurde die Revision nicht ausgedehnt, weil der Kaiser während seines Aufenthalte in Hapsal als Thronfolger sich mit diesem Gouvernement schon bekannt gemacht hatte.

Die ersten Anzeichen des Umschwungs zeigten sich schon im Jahre 1883, als an Stelle des Barons Stackelberg M. N. Kapustin zum Curator des Dorpater Lehrbezirks ernannt wurde. Darauf trat im selben Jahre zur Verherrlichung der Feier der geheiligten Krönung unter den Bauern des Ehstländischen Gouvernements eine Bewegung zur Orthodogie hervor, und auf den allerunterthänigsten Bericht hierüber geruhte der verstorbene Kaiser zu bemerken: „Das ist eine sehr wichtige und beachtenswerthe Bewegung, welche für Mich äußerst tröstlich ist.“

Der Revisionsbericht des Senateurs Manassein (im Jahre 1884) bildete die Grundlage zu einer ganzen Reihe radikaler Umformungen in diesem Gebiete. Er legte dar, daß der administrative Mechanismus des Landes verrostet und veraltet sei und den neuen Bedingungen nicht entspreche, die für Rußland seit 1861 Geltung haben; daß die örtlichen Einrichtungen, nachdem sie ihre historische Mission erfüllt, wie jede überlebte Erscheinung, bereits von selbst zerfielen, noch weit vor ihrer formellen Abolition; daß jene historische Gravitation zur Einigung der heterogenen Theile des Staates, die überall im russischen Reiche ihre Arbeit im Laufe der Jahrhunderte auf gewissen, uns unbewußten und für uns unsichtbaren Wegen gegenseitiger geistiger und cultureller Propaganda vollbracht hat und noch vollbringt, im baltischen Gebiet in die Erscheinung zu treten weder vermochte noch vermag, hauptsächlich in Folge unseres hier fehlenden vornehmlichen landschaftlichen, staatlichen und geistigen Einigungsfactors — der russischen Sprache; daß die Bevölkerung zugleich mit der deutschen Kultur sich auch die deutsche Nationalität aneignet; daß wie die Schule, so auch das intellectuelle Leben des Landes genährt sind von einem ablehnenden Verhalten gegen unsere Aufklärung, unsere Einrichtungen, unsere Civilisation, die von einem ihnen fremden Geiste durchweht sind; daß schließlich kein Grund zur Voraussetzung einer örtlichen Initiative auf Beseitigung alles oben Erwähnten vorhanden sei, und daß nur ein autoritativ von außen her gelenkter Gang der Ereignisse zum vorgezeichneten Ziele führen könne.

In erster Reihe war augenscheinlich die Reform der Polizeinstitutionen in Aussicht genommen, da in dem Revisionsbericht auf die besondere Dringlichkeit einer solchen Umgestaltung hingewiesen war. Schon am 27. Februar 1884 erfolgte der Allerhöchste Befehl, die Ausarbeitung eines Projectes zur Reform der baltischen Polizeinstitutionen nach dem Muster der gleichen Institutionen in den übrigen Gouvernements in Angriff zu nehmen.

Der Anfang des Jahres 1885 wurde durch den Allerhöchsten Befehl — vom 28. Februar — gekennzeichnet, daß die Erlernung der russischen Sprache in den Knaben- und Mädchen-Veranstaltungen des Dorpater Lehrbezirks für alle obligatorisch sei, und daß Diejenigen, welche das Recht zu öffentlichem oder häuslichem Unterrichten erwerben wollen, einer Prüfung in der russischen Sprache zu unterziehen seien. — Die wichtigste Maßregel dieses Jahres war der Allerhöchste Befehl an den Senat aus Fredensborg in Dänemark vom 14. September über die Führung der officiellen Correspondenz in russischer Sprache. Die moralische Bedeutung dieser Maßregel war eine ungeheure und bildete in besonderer Art eine Epoche in der Entwicklung der russischen Sache. In der Folge erhielt dieses Gesetz durch verschiedene Erklärungen und Ergänzungen eine sehr ausgedehnte Anwendung im Interesse der russischen Sprache, wobei die Sache mit einer bemerkenswerthen Consequenz und Festigkeit geführt wurde.

Im selben Jahre wurden in der „Sammlung der Verordnungen“ (Nr. 75) und im „Regierungs-Anzeiger“ (Nr. 150) in praktischer und principieller Hinsicht sehr wesentliche Bestimmungen des dirigierenden Senats über die Befreiung der Orthodogen von den Reallasten zum Besten der lutherischen Kirche veröffentlicht. (In dem Allerhöchst am 14. Mai 1886 bestätigten Gutachten des Minister-Comités wurde dann kategorisch die Erhebung von Lasten jeder Art von Seiten Orthodoyer zum Besten der andersgläubigen Geistlichkeit verboten).

Aber vielleicht als die allerwichtigste Maßregel dieses Jahres muß der Allerhöchste Befehl vom 26. Juli 1885 angesehen werden, nach welchem bei gemischten Ehen vor der Trauung von neuem das Reversal gefordert werden soll, das heißt, das alte Gesetz wiederhergestellt wurde, daß die Kinder aus gemischten Ehen im orthodoxen Glauben erzogen werden müssen.

Endlich wurde im selben Jahre das 1862 aufgehobene Gesetz wiederhergestellt, welches dazu verpflichtet, bei den Archiereien anzufragen, ob nicht

von ihrer Seite Hindernisse vorlägen, die Erlaubniß zum Bau nicht-orthodoxer Kirchen zu erteilen. (Band XII Th. I S. 247).

Große Bedeutung hatte auch der am 28. November dieses Jahres erfolgte Allerhöchste Befehl, die Volksschule in die Verwaltung des Ministers der Volksaufklärung zu übergeben „zum Zweck einer gleichmäßigen Controlle sowol der Lehranstalten als auch des Unterrichts.“ Dies Gesetz eröffnete die Möglichkeit, eine Reihe von Maßregeln durchzuführen, die einen tiefeingreifenden Einfluß auf die lokale Volksbildung hatten.

Beschlossen wurde das Jahr durch den Allerhöchsten Befehl vom 23. December, betreffend die Bewilligung von je 100000 Rbl. während dreier Jahre zur Ausstattung orthodoxer Kirchen im Lande.

Dann wurde die gesammte höhere Administration des Landes neubesetzt durch die Ernennung des Generalmajors Sinowjew, des Fürsten Schachowskoi und Paschtschenko's zu Gouverneuren, was die Anwesenheit zuverlässiger und erfahrener Vollstrecker des Allerhöchsten Willens auf diesen Posten sicherte.

Das Jahr 1886 wurde durch die am 10. Februar Allerhöchst bestätigten „Regeln für die Zwangsenteignung privaten Immobilienbesitzes zum Besten orthodoxer Kirchen, Kirchhöfe und Schulen in den Ostseegouvernements“ inaugurirt. Dies Gesetz entsprach dem praktischen Bedürfniß, das sich bei der Einrichtung des ganzen orthodoxen Kirchenwesens herausgestellt hatte.

Zu Anfang des Jahres wurden auch im Justizministerium die Arbeiten für das Project einer Justizreform begonnen, die voraussichtlich 2—3 Jahre in Anspruch nehmen konnten. Daher erfolgte bereits am 3. Juni ein Allerhöchster Befehl über die Einführung einiger zeitweiligen Maßregeln, welche die procuratorische Aufsicht über die Thätigkeit der alten Gerichtsinstitutionen verstärkten und eine gewisse Oeffentlichkeit im Gerichtsverfahren herbeiführten. Diese Maßregel hatte bei einem überaus glücklich getroffenen Bestand der Glieder der Procuratur eine im höchsten Grade wichtige, wenn auch vorübergehende Bedeutung und dokumentirte die Tiefe der Absichten des Gesetzgebers.

Ein Ereigniß von hervorragender moralischer Bedeutung war in diesem Jahre der Besuch aller drei Ostseegouvernements durch den Großfürsten Wladimir Alexandrowitsch, sowie die Worte, welche er in Gegenwart der

Vertreter der Intelligenz des Landes, der Edelleute, der Städter und der Universität, wo diese Intelligenz im Geiste der Entfremdung von Rußland erzogen wurde, aussprach: „Bei der örtlichen Intelligenz, sagte der Großfürst, herrschen Zweifel über die Beharrlichkeit in den Maßnahmen zur Vereinigung des baltischen Grenzgebietes mit unserem gemeinsamen theuren Vaterlande. Ich kann Ihnen erklären, daß alle solche Maßnahmen nach dem unbeugsamen Willen unseres Selbstherrschers angewandt werden und fest und unentwegt angewandt werden sollen.“

Durch diese Worte wurde der Selbstherrscherliche Wille mit der Giltigkeit einer Vollmacht verkündet, die auch nicht den Schatten eines Zweifels an ihrer Kraft zuließ, und zudem mit vollständiger Klarheit, die keinerlei Deutungen Raum gab. Für die russischen Männer sind diese Worte wie ein Leuchtturm, sie erleuchteten den weiteren Weg. Plötzlich erschienen Glanz, Bezauberung und Kräfte. Kühner und resoluter wurden die Bewegungen des russischen Sinnes, des russischen Gefühls. . .

Im Jahre 1887 wurden einige wesentliche Maßnahmen im Ressort der Volksaufklärung durchgeführt, wobei die Organisation der Stadtschulen besonders erfolgreich von Statten ging. Am 26. Mai wurde das Gesetz über die Constituirung der Volksschulinspektion Allerhöchst bestätigt; es wurden die Aemter eines Directors und der Inspectoren der Volksschulen creirt. Einige Tage zuvor erfolgte am 10. April die Allerhöchste Bestätigung des Gutachtens des Minister-Comité's über die Einführung der russischen Unterrichtsprache für alle Lehrfächer in sämtlichen mittleren Knabenlehranstalten des Dorpater Lehrbezirks.

Im selben Jahre gab Se. Majestät durch einen Vermerk auf dem Verwaltungsbericht des Kurländischen Gouverneurs Seinen Wunsch zu erkennen, aus Eignen Mitteln für den Umbau der Mitauschen Kirche 30,000 Rbl. herzugeben.

Im Jahre 1888 trat eine der wichtigsten Reformen ins Leben — die der Polizei. Am 9. Juni unterzeichnete der Kaiser dies Gesetz. Erst von diesem Zeitpunkt ab bekam die Regierungsgewalt genügend Werkzeuge zum Handeln in die Hand und konnte mit dem gehörigen Nachdruck in die Erscheinung treten.

In demselben Jahre that der verewigte Herrscher viel für orthodoxe Kirchen, beschenkte sie mit kostbaren Priestergewändern und befahl der Seweschen Abtheilung der Baltischen Bratswo 30,700 Rbl. zu überweisen. Am 19. Juni erfolgte die Feier der Einweihung der Jacobstädtischen Heiligen-Geist-Kirche, zu welcher Gelegenheit Se. Majestät nachstehendes Telegramm übersandte: „Die Kaiserin und Ich freuen Uns aufrichtig, daß die Jacobstädtische rechtgläubige Kirche durch die Bemühungen und den Eifer der orthodoxen Bratswo erneuert und eingeweiht wurde. Wir freuen Uns auch für die rechtgläubige Bevölkerung, welche ihr Heiligthum wiedergewonnen hat. Herzlich beglückwünschen Wir alle.“ Die tiefe moralische Bedeutung dieser gnädigen Zarischen Worte ist jedem verständlich.

Im selben Jahre genehmigte der Kaiser eine allörtliche Sammlung im Reiche für die Erbauung einer orthodoxen Kathedrale in Reval; die Sammlung wurde bekanntlich von einem ungeheuren Erfolge gekrönt.

Endlich ist es zur Charakteristik des erhabenen Gedankenganges des Kaisers nicht überflüssig, dessen zu gedenken, daß durch Ihn am 12. October das Gutachten des Minister-Comité's bestätigt wurde, durch welches einem gewesenen Lehrer außer der Regel eine Pension bewilligt wurde unter Anderem auch „für Verdienste um die Befestigung des russischen Elements im baltischen Gebiet.“

„Das Jahr 1889 brachte eine gewaltige Umwälzung im Leben des Landes, denn am 9. Juli unterzeichnete Se. Majestät in Peterhof den Ukas an den dirigierenden Senat über die Einführung der Gerichtsinstitutionen Kaiser Alexander II. im Fioländischen, Ehiländischen und Kurländischen Gouvernement und über die Reform der bäuerlichen Institutionen.

Diese Reform, bemerkenswerth reif durchdacht, wurde mit solcher Schlußigkeit und Vollständigkeit durchgeführt, daß sie für lange ein Muster gesetzgeberischer und administrativer Kunst bleiben wird; gleichwie ihr allgemeiner Plan, so wurden auch die Details so sorgfältig und mit solcher Kenntniß aller örtlichen Verhältnisse ausgearbeitet, daß schon im ersten Jahrfinst der Wirksamkeit der neuen Organisation,

sowol die Bevölkerung sich an die Gerichtsbehörden, als auch letztere sich an die Bevölkerung gewöhnt haben.

Am 9. November desselben Jahres unterzeichnete Se. Majestät in Gatschino den Nammentlichen Ukas an den dirigierenden Senat, mittelst dessen Er es für gut erachtete, die russische Sprache in die städtischen Communalverwaltungen einzuführen. Obgleich dies Gesetz praktisch keine besonders durchbringende Bedeutung erlangte und den Geist dieser Institutionen nicht umänderte, so enthielt es in jenem Moment doch gleichsam den principiellen Hinweis auf die Nothwendigkeit der Herrschaft der russischen Sprache auch in der Sphäre der Selbstverwaltung.

Im Lehrfach bestätigte Se. Majestät in diesem Jahre am 4. Februar die Reform der juristischen Fakultät der Dorpater Universität im Sinne der russischen Interessen, was gleichsam die erste Bresche bildete, wenn es auch in Wirklichkeit eine logische Folge einerseits der Justizreform, andererseits der Einführung der russischen Unterrichtssprache in den Gymnasien war.

Im selben Jahre am 23. Mai bestätigte Se. Majestät das höchst wichtige Gesetz über die Einführung der russischen Unterrichtssprache auch in den Privatlehranstalten des Dorpater Lehrbezirks. Dieser Allerhöchste Befehl machte den zahlreichen Umgehungen des Gesetzes über die Einführung der russischen Sprache in den Lehranstalten ein Ende, von denen viele in Privatschulen umgewandelt wurden, um die frühere Unterrichtssprache zu bewahren.

Das Jahr 1890 brachte dem Lande die Fortsetzung der Regierungsmaßregeln zur Russificirung der Schule. Am 28. Mai erfolgte die Verfügung über die Einführung der russischen Unterrichtssprache in den Mädchenschulen des Lehrbezirks. Am 26. October verfügte der Minister-Comité, un-nachlässiglich darüber zu wachen, daß den Volksschulen die Nutzung der Ländereien nicht entzogen werde, auf welche sie ein Recht haben.

In diesem Jahr wohnte Se. Majestät der Grundsteinlegung zweier orthodoxer Kirchen in Esthland bei und es wurde befohlen, zum Bau orthodoxer Kirchen im Lande je 70,000 Rbl. auf 6 Jahre zu assigniren.

Es folgte die Zuzählung des Rigaschen Bischofs Arsenij zum Orden des S. Wladimir durch Se. Majestät „für besondere Oberhirten-Fürsorge und Mühewaltung um die Befestigung Rechtgläubiger fremden Stammes im örtlichen Gebiet im heil. orthodoxen Glauben.“

Im Jahre 1891 beschenkte S. Majestät von Neuem einige orthodoxe Kirchen mit kostbaren Messgewändern.

Eine großartige billigende Bedeutung hatte der der Baltischen Bratswo eröffnete Allerhöchste Dank Se. Majestät für das sympathische Verhalten der Bratswo zur Sache der Pflanzung russischer Bildung inmitten der Bevölkerung des Baltischen Gebiets. Diese Worte enthielten einen klaren Aufruf des Herrschers selbst — für die Pflanzung russischer Bildung hier zu arbeiten. Schon das allein, daß eine solche Arbeit als den Allerhöchsten Dank verdienend erklärt ward, zeigt, wie tief der Herrscher die Nothwendigkeit von Culturpflanzungen hieselbst empfand, und in erster Linie von russischer Bildung.

Im April verfügte Se. Majestät, mit ungeschwächter Energie die Entwicklung der Orthodorie im Lande verfolgend, die Expropriation des Muttergottesberges zu Büchtiz (im Ehtländ. Gouv.) und legte damit den Grund zur Schaffung des ersten Klosters in jenem Gouvernement und des zweiten im Gebiet.

Am 11. Juli c. verfügte Se. Majestät die Bewilligung von Subsidien an die russischen Vereine im Lande“.

Im Jahre 1892 wurde die Reform des Schulwesens energisch fortgesetzt und es kam eine Reihe von Maßregeln zur Vollendung des allgemeinen Planes zu stande: die russische Sprache wurde auch in die Seemannsschulen eingeführt, es wurde der zweite Posten eines Direktors der Volksschulen errichtet, es wurde der Bestand der Schulverwaltung durch viele neue Kräfte vervollständigt und es wurden einige Maßregeln ausgearbeitet, welche in den folgenden Jahren perfekt wurden.

Am 8. Juli des Jahres 1893 erfolgte der Allerhöchste Ukas an den Senat über die Expropriation des Baugrundes für die orthodoxe Kathedrale in Reval, nämlich auf dem Dom. Se. Majestät fuhr fort, der örtlichen Orthodorie seine Aufmerksamkeit zu schenken. Auf dem Ihm vorgelegten Bericht über die Einweihung einer Kirche in Narwa, für die Er 5000 Rubel gespendet hatte, vermerkte Se. Majestät: „Ich freue mich herzlich“; auf dem Bericht über die Grundsteinlegung der Kathedrale in Reval vermerkte Er: „Ich freue mich aufrichtig darüber.“

In der Sphäre des Unterrichts hatte eine wichtige Bedeutung die Ernennung des Herrn Budilowitsch zum Rektor der Dorpater Universität; wesentlich von diesem Momente an ist eben die neue Aera dieser Universität zu rechnen.

Der in demselben Jahre erfolgte Allerhöchste Befehl über die Umbenennung Dorpats in Jurjew war ein Ereigniß von ungeheurer moralischer und historischer Bedeutung und zeigt unter Anderem die Tiefe der Auffassung des verewigten unvergeßlichen Kaisers.

Eine große administrative Bedeutung hatte die Aufhebung „der Commissionen für Bauersachen“ und ihre Umwandlung in „Gouvernements-Bauer-Sessionen.“

Auf denselben tiefen Scharfblick des Herrschers deutet auch der Allerhöchste Befehl über die Berufung des X. archäologischen Kongresses im Jahre 1896 nach Riga.

Eine allgemeinstaatliche Bedeutung hatte die Grundsteinlegung des Libauer Kriegshafens am 12. August in Gegenwart des Kaisers selbst, der bei dieser Gelegenheit Libau besuchte und mit dem Empfange höchst zufrieden war.

Das Jahr 1894 — das letzte Lebensjahr des verewigten Kaisers — ist durch zwei wichtige Allerhöchste Befehle gekennzeichnet, von denen einer die äußeren Abzeichen des Corporationswesens an der Jurjewischen Universität beseitigte, der andere für die dortigen Studenten die gemeinrussische Studentenuniform einführte.

Gleichsam ein Vermächtniß des Kaisers war nachstehender Vermerk auf dem Bericht über die fruchtbare Thätigkeit der Baltischen Bratswo im verfloßenen Decennium: „Gebe Gott, daß auch fernerhin die Sache der Orthodoxie mit solchem Erfolge geführt werde.“ Das waren die letzten Worte des unvergeßlichen Kaisers in Beziehung auf unser Gebiet.

\*

\*

\*

Die hier aufgezählten Befehle des hochseligen Kaisers umfassen lange nicht Alles, was von Ihm in's Werk gesetzt und geplant worden ist. Wenn man indessen in Betracht zieht, daß diese ganze Arbeit in weniger als zehn Jahren geleistet worden ist — denn sie begannen erst im Jahre 1885 — so läßt sich nicht übersehen, daß in der Person Alexander III. dem Russischen Lande ein hellstrahlendes Zeichen göttlicher Leitung unserer Schicksale erschienen war. Gesegnet sei sein Andenken!

(Unterzeichnet:) Ja. L.





## Sommernorgen.

**F**rau Sonne sitzt an gold'nem Rocken  
Und webt am Strahlenkleid geschwind,  
Und durch des Waldes krause Locken  
Geht flüsternd leichter Morgenwind.

Horch' Lerchenschlag und LiederSchwellen,  
Auf Baum und Blatt ein farbig Sprüh'n,  
Und murmelnd rauscht in weichen Wellen  
Des jungen Roggens lichtiges Grün.

Von Kraft und Jugend welche Fülle,  
Welch' Leben, andachtsvoll bewegt, —  
Wer hat dir, Heimath, diese stille  
Gewalt'ge Weihe aufgeprägt?

Ich habe schlaflos bis zum Morgen  
Gelegen in der letzten Nacht  
Und deinen Kämpfen, deinen Sorgen,  
Bedrückter Seele nachgedacht.

Wo sind nun Kummer und Beschwerde  
Im Wonneglanze deiner Lu'n! . . .  
O Livland, theure Muttererde,  
Lehr' deinem Genius mich vertrau'n.

Alexander Freiherr von Mengden.



## Propst Glücks Berichte aus Marienburg

an den Generalgouverneuren Grafen Dahlberg vom  
Jahre 1701.

Mitgetheilt von Dr. Fr. Bienemann jun.

(Schluß.)

Marienburg, 22. Jan. 1701.

**G**ott hat's aus Gnaden gefüget, daß bei Anherkunft des Herrn Obristen Schlippenbachs mit seinen Leuten, davon doch einige im Anzischen geblieben, wie auch des H. Obristleutn. Romanowitschens mit 200 Mann und des H. Obristleutn. Brandtens mit 150 Mann, auch ich aus meiner Flucht habe wieder zu meiner Gemeine kehren können. Drei oder 4 Tage nach meiner damaligen Verbergung im Sagnischn haben sich die Schnapphähne, 300 Mann stark, allhier zu Marienburg eingestellt und das Schloß und Pastorat zwar nicht verbrannt, aber doch gänzlich geplündert und ruiniret. Das Getreide, welches sie nicht angerühret, haben hernach die Bauren nachgefegert. Das Schloßgetreide aber ist meist behalten blieben. Ueber 40 Kinder und viel Bauren, männl. und weibl. Geschlechtes sind von denen Räubern mitweggeführt worden. Darauf ist zwar nun, Gott Lob! (aber schon nach erlittener Panolethrie) die Ankunft obbemeldter Truppen geschehen. Jedemoch sind vor einigen Tagen 200 Mann derer russischen Kundschafter und Sischen abermal so kühn gewesen und haben 3 Meilen von hier im Jggritsch auf der polnisch-litländischen Grenze meinen Weijenhoffschen Schulmeister, der dorthin wegen der entlegenen Bauerfinder gesezet war, nebst seinem Weibe, auch einen deutschen Dreher und 7 Stücke andere, Kleine und Große, entführt. Diese und dergleichen Gefahren lassen fast weder Tag noch Nacht ruhig

sein. Die Grenzbauren des Beienhoffschen und fast halben Schloßgebietes haben sich im Walde und sonst verstecket aus Furcht vor den einfallenden Rotten . . . . 2c.

\* \* \*

In den nächsten Monaten war's um Marienburg still. Glücks Correspondenzen<sup>1)</sup> an Graf Dahlberg enthalten bloß Nachrichten über Bewegung und Ansammlung der feindlichen Truppen jenseits der Grenze mit zum Theil sehr übertriebenen Zahlenangaben, von denen übrigens Glück selbst glaubte, „es werde der so groß beschrienen Menge noch ein vieles an Mannschaft, noch mehr aber am Herz ermangeln“. Glück erhielt seine Nachrichten ganz im Geheimen aus Marienhausen in Polnisch-Livland von einem ihm befreundeten Lieutenant Przyborowsky. Man wandte dabei die größte Vorsicht an, der polnische Freund unterschrieb sich stets mit dem Pseudonym „der begrünte Pflanz“, und die Briefe wurden durch einen zuverlässigen Rundschafter, einen, wie Glück sagt, „allhier durch Gottes Gnade zu unserer Religion gebrachten“, geborenen Russen Griszko hinüber- und herübergetragen. Diese Correspondenz hatte jedoch bald ein unfreiwilliges Ende, während die feindlichen Einfälle auf's neue begannen. So werden Glücks Berichte vom Ende Juli an wieder häufiger und inhaltsreicher, denn viel hat er zu melden.

\* \* \*

Marienburg, 20. Juli 1701.

[Danke für den durch Dahlberg ihm zugesandten Bericht<sup>2)</sup> über den Sieg auf der Spilwe] . . . . Dabei eröffne recht in Wehmuth, daß unsere Correspondence nach Polnisch-Livland einen tragicum exitum auf jener Seite gehabt. Denn was der eine Freund schrieb, daß schon etliche 100 Russen nach ihm commandiret worden, solches ist dennoch darauf bewerkstelliget und haben selbe vorerst den Holzschreiber von Lipna Johann Preiß, welcher unser treuer Corycaeus und noch 4 Tage vorher heimlich hier war, auch von hiesigem Schlosse mit etwas Salz beschenkt und mit 2 Dragonern bis an die Grenze zurück begleitet wurde, nebst Frau und Kindern um solcher Correspondence willen fortgeführt. Der H. Lieut. Przyborowsky, dem es auch gelten sollte, hat davon noch zeitig Kunde erhalten und sich mit Verlassung all des seinigen davon gemachet. Vor wenigen Tagen geschah 4 Meilen von hinnen zu Lettin, einem unter die

<sup>1)</sup> Aus dieser Zeit liegen 4 Briefe vor: vom 9. März, 4. Mai (mit Einlage von Przyborowsky vom 11. Mai n. St.), 22. Juni, 13. Juli.

<sup>2)</sup> Notifikation Dahlbergs an die Präbste, dat. 17. Juli 1701. Missivregistr. des Gen-Gouv. Die Schlacht auf der Spilwe fand am 9. Juli statt.

Marienburgische Starostei fortirenden Gute, ein Einfall von 300 Schnapphähnen, welche von selbstem Hofe 90 Stück Hornviehes nebst vielem Bauervieh geraubet und fortgebracht; das Viehweib ist mit Spießen durchstoßen und bei 15 Personen mitfortgebracht. Es wurde zwar darauf einige Mannschaft nachcommandiret, konnte aber durch so große Morasten ihnen nicht nachkommen, weniger sie ereilen. Am Donnerstage gegen Abend brach der H. Obriste Schlippenbach von hinnen mit seinen Truppen auf; doch sind ein paar hundert hier gelassen, die Grenzposten zu besetzen und auch eine Compagnie Infanterie im Schlosse geblieben. Die Landmilice allhier, weil nun die höchste Arbeitszeit auf den Höfen obhanden, ist nur von jedem Orte auf die Hälfte entboten und wird auch auf der Grenze Wache halten . . . . . Ein vor etlichen Tagen eingebrachter gefangener Russe bekräftigete zwar auch vormals berichtete volkreiche Anzahl der zu Petschur sich sammelnden Truppen. Aber wo Schwert des Herrn und Sideon ist, da preiset Gott seine Macht, wenn ganze Myriaden vor kleinen Häuflein fallen müssen . . . . .

Marienburg. 3. August 1701.

Bishero finds nur immer Dräuungen aus Rußland gewesen und solche Nachrichten, die zwar von vielen Einbrüchen gemeldet, aber doch noch keinen Effect durch Gottes Gnade gehabt. Vor etlichen Tagen aber ward es einigermaßen Ernst, da in der Beijenhoffschen Gegend, allwo die Wege zwar verhauen sind, sich dennoch eine mit regulirten Truppen vermengte Schnapphähne-Partei, sämmtlich zu Fuße, etwa 300 Mann stark, durch einen sonst im Herbst und Vorjahr impassablen Morast gearbeitet und die alldortige Wacht, bestehend in 40 Mann von der Landmilice und 12 Dragonern überfallen. Weil sie nun nicht von vorne, sondern durch einen Umweg von hinten und also ganz unversehens auf sie ankamen, so war es kein Wunder, daß alles in höchster Confusion entspringen und sich im Walde salviren mußte, so gut ein jeder vermochte. Einige von unsern Bauren sind niedergemachet, einige gefangen; die Zahl aber ist noch unbekannt, weil sie nur einzeln nach ihren Häusern geflohen. Morgen wills Gott wird in der Kirche von denen Wirthen zu erfragen sein, wie viel in denen Gefindern vermisset werden. Der Capitain Foss hat sein Pferd und Camisol gemisset, einige andere Dragonerpferde sollen auch weg und 2 Corporals gefangen sein. Hätten die Bauren etwas ander Gewehr, als nur ihre Spieße, so sollten sie hoffentlich noch etwas standhafter sein. In dieser

Nacht wurde wieder Lärmen geschlagen und kam Nachricht, daß der Feind von der Tzgrischen Seite 3000 stark einbrechen wollte und groß Geschütz bei sich hätte. Nun aber hat sich's etwas wieder gestillet. Dies wird nun wohl immer so fort währen, bis der höchste Gott die siegreichen Waffen unsers allergnäd. Königs wird auch an diese Orter bringen und dem Feinde dero Nachdruck empfinden lassen. Vor 8 Tagen fiel ein Thurm an der Festung danieder und machte an der Pforte eine große Oeffnung; doch ist's wohl, daß noch hinter selben runden Thurme, darein die erste Pforte war, noch ein anderer viereckiger Thurm stehet, der die anderen 2 Pforten in sich hält. Die Arbeiter, die sonst den Wall aufzuführen beschäftigt waren, haben nun genung zu thun, die zerfallenen Stücken des Thurms aus dem Wege zu räumen. Dazu hat das eine Theil in der Niederfallung auch dem neuen Walle ziemlichen Schaden gethan, so nun auch repariret wird. Der Name des Herrn sei unser und des ganzen Landes fester Thurm und Schloß . . . . .

Marienburg, 16. August 1701.

Dieses Blatt ertheilet Ew. Hochgr. Exc. abermal Bericht von dem Zustande hiesiger Revieren, allwo nunmehr leider die Gefahr täglich, ja stündlich immer größer wird. Am 12. August geschah 7 viertel Weges von hinnen ein Einfall vom Feinde im Ständenschen (H. W. Ceumerns Gute), allwo etliche Gefinder ruiniret, Menschen und Viehe weggetrieben wurden. Da hievon an den Capitain Linten, der noch mit einiger Mannschafft ohnweit Semershof stund, Kundschafft gegeben wurde, machete er sich mit etwa 25 Mann zu Pferde auf und eilte dahin. Der Feind aber wurde 4 bis 500 Mann zu Fuße befunden, der im Walde desto mehr Herz hatte sich zu wehren. Darüber waren die unserigen unglücklich, daß der Capitain selber ziemlich gefährlich in die Seite blessiret, ein Cornet und Feldwebel daneben, der eine durch den Hals geschossen und der andere ohne Zweifel mit einer eckigten Kugel eine Spaltung des Schenkels bis auf den Knochen erlitten. Doch ist sonst keiner auf der Stelle geblieben; auch ist der Feind mit alle dem Raube impune ohne Verlierung eines Mannes durch gekommen; dies geschah den 12. In dieser Nacht wurde das Spiel noch ärger, indem im Beijenhoffchen, da die Landmilice 90 Mann stark Wache hielt, selbe am Abend gegen Sonnenuntergang überfallen wurde. Die Bauren sind alsofort beim ersten Anblick des Feindes in Busch gesprungen; ein paar Officirer, die noch

Pferde hatten, kamen mit dem späten Abende ohne Sattel und Gewehr anhero, wußten nicht mehr zu sagen, als daß die Russen, etliche 100 Mann stark, sie gesucht zu umzingeln, darauf habe sich ein jeglicher aufs Laufen begeben; der Capitain F o ß hat abermal sein Pferd verloren; es muß ein wunderliches Wacht halten sein, da man die Pferde abfattet und so weit von sich grasen läßet, daß man sie in Zeit der Noth nicht einmal habhaft werden kann. Dies hat in das ganze Gebiet ein großes Schrecken gebracht, daß auch alle Arbeiter von allen Höfen entgangen und alle Bauern sich in die Wälder retiriret. Heute frühe wurde der Feind durch den Goldbeckischen Verwalter recognosciret und befunden, daß der gethane Schade nicht eben so gar groß sei, weil die Menschen alle bei Zeiten vor ihm geflohen und hat er nur aus ein paar Gesindern das Vieh weggetrieben und sich wieder in sein Land gewendet. Wie es nun weiter werde hergehen, sei Gott heimgestellt. Es hat der H. Obriste Schlippenbach die regulirten Truppen, welche vorher die Landmilice auf ihren Posten mit einiger Anzahl bedeckten, nun von dieser Grenzseite ab und etwas näher zu sich gezogen, wovon er ohne Zweifel wird höhere Ordre oder doch wichtige Ursachen haben. Aber wieviel man sich noch zur Zeit auf Bauern zu verlassen habe, ist nun kurzens 2 Mal nach einander kund worden. Es ist wohlbesagtem H. Obristen dieses auch cito kundgemacht; vielleicht erläßet er noch einige Mannschaft von sich zur Beschirmung hiesiger Grenzen, sonst wird das ganze Kirchspiel, ob auch gleich die Festung behalten bleibet, in wenig Tagen öde werden . . . . . zc.

Marienburg, 23. Aug. 1701.

Was ich mit letzterer Post wegen Einfalls der Russen gemeldet, davon hat der gestrige Tag mir leider abermal neue Materie ertheilet, voritzo Ew. Hochgr. Exc. zu hinterbringen, daß ehegestern an der Goldbeckischen Seite ebendergleichen passiret sei. Es war der Lieutn. Eberhausen in selbe Gegend commandiret, weil schon durch die Bauern einige Kundtschaft einlief. Dies machete das arme Bauervolk, die sonst ihre Retirade in die Wälder genommen haben, so sicher, daß, weil sie unsere Truppen sahen, sie auch einmal unter dero Beschirmung mit ihrem Viehe in ihren Gesindern schlafen wollten. Es bekam ihnen aber nicht wohl. Des Morgens recht frühe kam derselbe Schwarm an und sendete etwa 40 Schnapphähne zu recognosciren voraus; das Corpus aber hielt sich im Walde zurücke. Da nun die ersten unsere Milice vernahmen, daß dero nur etwa 20 Mann

waren, wichen sie zurücke und alsofort brachen die anderen herfür, bestehend in etwa 4 bis 500 Mann, roth, grün und blau gekleidet, meistens zu Fuße und suchete die unsrigen zu umringen, welche endlich mit Verlust 4 Mann, welche gefangen worden, entkamen und der fünfte ist tödtlich bleßiret, auch ist einiges Gewehr und Pferde verloren gegangen. Darauf ist aufs Rauben gegangen. Der Schloßbauer Deggun ist ganz runirt, doch brennet der Feind nirgend mehr; 2 Menschen sind erschlagen, die übrigen nebst allem Viehe gefangen weggebracht. Heute ist eine Zeitung erhalten, daß an der andern Seite des Schloßgebiets bei dem Bauer Salne ein Einfall geschehen und viel Viehe weggetrieben worden. Dahin ist eine etwas stärkere Partei gegangen, die der Capitain Tolkus commandiret; was sie ausrichten werde, bleibt künftiger Relation anheim. Solche Prozeduren des Feindes haben große Consternation ins Kirchspiel gebracht, daß das ganze Schloßgebiet aus den Gefindern entwichen und weder die Roggenfaat, noch Erndte, noch Dreschen abgewartet wird. Gott wolle es ändern! . . . . . x.

P. S. Necht itzo kommet ein Entsaß von finnischen Reutern zu uns. Gott sei davor gelobet.

---

Marienburg, 31. Aug 1701.

Was meine Feder mit letzterer Post wegen eines Entsaßes meldete, der uns wider die Einfälle unserer Feinde zu bedecken angekommen, darin fahre itzo fort zu berichten, daß selber in 100 Mann finnischer Reuter bestehet, welche der Rittmeister Reh binder<sup>1)</sup> commandiret. Es lassen diese recht gute Leute sich's ein Ernst sein, uns in denen Gefahren mit Hülfe zu secundiren, weswegen sie denn mit Zuziehung einiger Infanterie aus hiesiger Guarnison schon eine starke Partei nach den Grenzen gethan. Der Feind aber hat nicht Stand gehalten, sondern sich zurücke gezogen und auf seine eigene Grenze gelagert, um sich mit Fußvolke noch mehr, wie man saget, zu verstärken. Das Bauervolk will daher noch nicht trauen und bleibet noch beständig mit seiner Habseligkeit im Walde, wodurch dero Deconomie großer Schade zuwächst. Kann aber noch dato nicht wohl anders sein . . . . . x.

---

<sup>1)</sup> M. S. Reh binder.

Marienburg, 7. Sept. 1701.

Meine Schuldigkeit fähret fort von hinnen Ew. Hochgr. Exc. getreulichst zu berichten, daß vor 5 Tagen durch den Einfall der Circassen [Tscherkassen] im Neuhoffschen und Laizenschen Gebieten ein größerer Schade geschehen, als bishero durch die anderen Einfälle noch nie in diesem Kirchspiele verübet worden. Ich habe vor wenig Stunden darob einen Kirchenvorsteher selber Gegend, Namens Kaffit, vernommen; selber berichtet, daß aus seinen Gesinde 21 Personen und alles Vieh weggebracht sind, aus anderen Gesinden, wo die Menschen zu Hause gewesen, sind sie zu zehn, minder oder mehr ergriffen; die ganze Summe an Menschen schätzet er auf 150 und eine sehr große Menge Viehes. Nun ist durch das ganze Kirchspiel fast keine Seele mehr zu Hause, sondern alles hat sich in Wald retiriret. Wir sind unterschiedlich gewarnt, daß es in dieser Woche uns gelten würde; daher ward die Consternation im Schloßgebiete so viel größer, ein jeder trug sich mit der Zeitung, daß wir an drei Seiten zugleich angegriffen werden. Gott aber hat's noch dato verhütet. In dieser Nacht, ohngefähr um 1 Uhr, brachte unsere Wache von der Landmilice, die beim Hafelwerk stehet, einen russischen Kriegsmann gefänglich ein, den sie ohnweit des großen Kruges bei Mondschein erblicket hatte. Der Kerl war wohl gekleidet, hatte eine schöne Flinte, Patrontasche wohlgefüllet und noch dazu viel, meistens eckigte, bleierne Kugeln und Pulver in seinen Schießsack, auch über 6 Bogen zusammengelegtes Schreibpapier bei sich, welches er zu Patronen seinem Vorgeben nach mitgenommen. Selber sagte aus: er sei aus dem Scharmüzel entronnen, welchen 2 Tage vorhero 4000 der ihrigen Dragoner untern Commando 4 Obristen mit denen unsrigen gehabt.<sup>1)</sup> Den Ort wußte er mit Namen nicht zu nennen, der periphrastischen Beschreibung nach aber wird es wohl Naugė sein. Er sprach weiter: die unsrigen hätten obgelegen, weil sie Stücke bei sich gehabt, die sie mit Schrot [d. h. Kartätschen] geladen und viel Schaden gethan; sein Pferd sei ihm anfänglich geschossen, dahero er in den Wald entsprungen und habe wollen nach seinen Grenzen gehen, habe aber geirret

<sup>1)</sup> Es war das Treffen bei Naugė am 5. Sept., das gleichzeitig mit denen bei Kaseris und Napzin stattfand. Die Größenangabe der russ. Truppen ist annähernd richtig; nach Scheremetjews Feldzugsjournal [Materialien d. Kriegswiss. Archivs (Pbg. 1871 russ.) v. 77] waren abkommandirt: nach Naugė Korsakow mit 3717 M., nach Kaseris Oberst Augustow mit 5260 M. und nach Napzin Scheremetjews Sohn mit 11042 M.

und sei hierher gekommen. . . . .<sup>1)</sup> Dies war ohngefähr seine Aussage in dieser Nacht und weil ich selber im Schlosse zu übernachten pflege, so examinirte ich ihn auch selber und bedräuete ihn hart im Fall ein einges Wort würde falsch und unwahr geredet sein oder noch geredet werden, so sei er in unsern Händen und sollte ihm sehr übel ergehen; er aber betheuerte es, man möchte ihm ein Glied vom andern nehmen, wenn nicht alles die pur lautere Wahrheit sei . . . z.

Marienburg, 13. Sept. 1701.

. . . Muß leider abermal einen unglücklichen Streich berichten, welcher hiesigen Grenzorten und zwar im Lettinschen vor 3 Tagen von denen Schnapphähnen versetzt worden; dies ist der Hof, welcher 4 Meilen von hinnen recht an der Podditz an der polnisch-livländischen Grenze lieget [wohl Neu-Annenhof], allwo vor einiger Zeit auch ein Einfall geschah und vom Hofe allein über 90 Stücke Viehes weggetrieben wurden. Hieselbst hatte vor dieses Mal der vormalige Kalnemoijsche Amtmann, iziger Capitain Meybohm mit der Landmilice die Wache und hatte in einem Dorfe einen gar vortheilhaften Morast vor sich, wurde auch von des Feindes Ankunft vorhero benachrichtiget. Darauf, da sie ankamen, ging er fort, ist auch nicht hierhergekommen, sondern wie man saget, seiner Frauen ins Lembergische nachgezogen; die Soldaten haben sich auch zerstreuet. Darauf hat der Feind, etwa 300 stark, den Hof und alle dessen Gebäude bis auf den Grund mit allem ausgedroschenen Roggen verbrannt, daß die Malzriege allein stehen geblieben; auch hat er die Roggengubben auf dem Felde angezündet und 4 Dörfer geplündert und verbrannt. An Menschen sind 12 Stücke weggeführt, an Pferden 8 Arbeiterpferde, die im Hofe ergriffen und in denen Gefindern ist kein Pferd behalten geblieben, das Viehe aus denen Bauerndörfern ohngerechnet. Also werden wir gnäd. Herr, weggelesen wie die Hühner oder wie die Schweine aus dem Maststalle — ich brauche der Bauren wehklagendes Gleichnis hierüber —, da einem nach dem andern die Kehle abgestochen wird. Der höchste Gott wolle es ändern!

<sup>1)</sup> Der Mann berichtete auch noch über die Zahl der bei Petschur und Pleskau stehenden russ. Truppen, die er annähernd richtig auf 20000 M. (vgl. oben in der Einleitung), während er die Zahl der zwischen Pleskau und Romgorod stehenden viel zu hoch auf 100000 M. angab. Solche übertriebene Angaben wurden aber leicht geglaubt und sind vielfach in überlieferte Berichte übernommen worden.

Zwar in der Festung stehet, Gott Lob! es noch ziemlich wohl und wird fleißig gearbeitet, ohne daß uns nur Stücke mangeln. Außerhalb aber wird zwar von der Cavallerie auch patroulliret, aber ihr Corpus hält sich doch nur ohnweit von der Festung auf; dahero geschieht's, daß wenn auch Zeitung vom Feinde einläuft, er doch nimmer kann ereilet werden, sondern ehe man hinkommt, er allzeit wieder mit unsern großen Schaden zurücke ist. Auch hanget dies daran, daß weil die Grenzposten nicht bedeckt werden, daß (!) kein Bauer sich erkühnet, aus dem Walde herauszukommen; die betrübtten Exempel haben sie so schüchtern gemacht, und geschiehet rings herum keinerlei Arbeit zureichlich. Auch kommt kein Proviant in die Festung, daß der Mangel einbrechen dürfte von allem, ehe es jemand glauben sollte; denn was in der Nähe ist wird verzehret und das Weite wird nicht geerntet . . . . . Gott lasse des Plünderns und Raubens ehest ein Ende werden . . . . . x.

Glück an den Stadthalter M. v. Strohkirch in Ronneburg.

(Orig. sehr flüchtig, in höchster Eile geschrieben.)

Marienburg, 20. Sept. 1701.

Dieser 20. September ist vor dieses arme Kirchspiel ein gar fataler und jämmerlicher Tag: der Feind ist herübergefallen brennet und senget im Neuhoffchen aufs grausamste. Heute um 8 Uhr ging die Oppelansche Kirche in die Asche. Der seel. Rittm. und Baron Reh binder ging heute nebst seinen 100 finnischen Reutern und Dragonern ihnen entgegen, ist aber geblieben und auch nicht 5 Mann von allen davongekommen;<sup>1)</sup> die specialia sind izo noch nicht alle bekant; denn in dieser Stunde kommt nur der Capitain Grahn, den sein Pferd davongebracht. Eine halbe Meile von Neuhof ist der Feind nachgeblieben; wie stark er sei kann keiner ermessen, weil das Gefechte nicht auf großer Ebene gewesen. Izo sehen wir schon, daß Neuhof auch brennet; es sind heute über 100 Gesinder schon in die Asche geleet. Wie es uns weiter gehen werde, sei Gott anheimgestellt. So lange ich kann, wo wir nicht belagert werden, will ganz gerne und

<sup>1)</sup> Am 16. Sept. war eine russ. Partei von 1973 Kosaken und Tataren von Scheremetjew abgeschickt worden, (vgl. Scherem. Feldzugsjournal l. c. p. 81) die bei „Kuflossina“, — das ist wohl Kuglase bei Rogosinski — Reh binder überwältigten und 1 Corporal und 3 Reiter gefangen nahmen. Am 22. September berichtete Scheremetjew darüber dem Zaren Peter, vgl. Scheremetjew's Briefe (Mosk. 1778 russ.) I. p. 65.

getreulich in dieser Correspondence continuiren. Der Feind hat auch Kanonen bei sich, scheint also wohl, daß es uns gelten werde. Und nun steht das ganze umliegende Land ihm offen, weil die wenige Cavallerie allhier schon dahin ist; doch wollen wir in dieser Nacht dem H. Obristen [Schlippenbach] zu Errestfer wissen lassen, wo anders er sich nur wird von dannen moviren dürfen, daß nicht etwa dem Feind eine Blöße gegeben werde, Dorpat beizukommen . . . .

P. S. Der H. Capt. Thilau<sup>1)</sup> empfiehlt sich durch dieses auf's Dienstlichste; weil der Lärm so groß ist, daß man auf's schleunigste suchen muß, dem H. Obristen alles zu notificiren, so entschuldigt er sich, daß er selber izo nicht schreiben kann . . . .

Marienburg, 6. Oct. 1701.

. . . . Die Grausamkeiten des Feindes haben zu unterschiedlichen Malen, welche ich nun insgesamt zusammenfasse, in hiesigem Kirchspiel eingäschert: 1. Im Schloßgebiete 40 Dörfer; 2. im Neuhoffchen 31 Dörfer; 3. im Latzenschen das ganze Gebiet zusamt dem Hofe, daß nur 4 bis 5 Dörfer von 48 übrig sind; 4. Schreibershof mit seinen Bauren; 5. Semershof mit 3 Bauren; 6. Weizenhof; 7. die Fiandenschen Dörfer. Diese alle sind und liegen in der Nische; Menschen und Viehe können noch nicht gezählet werden. Nun hat der höchste Gott einige Tage uns einen gnädigen Stillstand gegönnet; auch kommt Zeitung, daß der Feind sich ganz zurücke nach Pleßkau ziehe mit allem Geschütze und auch die Glocken aus dem Betschurschen Kloster mitgenommen. Es hat sich ein unter uns wohnender Russe, dem der Feind auch 9 Stücke Menschen aus seinem Gefinde entführet, angeboten, hierauf zu recognosciren und seine übrigen 4 Kinder allhier solange zu Geißeln zu lassen; wird heute fortgehen, bei dessen Wiederkunft ich pflichtschuldigst fürdern Bericht thun werde . . . . .

P. S. Der letzte Einfall des Feindes ist ins Kortenhoffsche gewesen, wovon der Verlauf hiebei geleyet ist.

Beilage: Einfall der Russen ins Kortenhoffsche und Utowsche.<sup>2)</sup>

Den 29. Sept. hat sich eine Schnapphähne-Partei 50 Pferde stark — einige sagen 100 — aus dem Lettienschen ins Kalnemojesehe gemacht und hat auf den Hofesfeldern eine lange Zeit zu Berde gehalten und um

1) Florian Thilo v. Thilau.

2) Damit muß wohl Ottenhof gemeint sein.

sich herumgesehen, wo sie Feuer erblicken möchte. Darauf haben sie hören einen Hund in der Deselichen Ecke gegen das Kortenhoffsche bellen, dahin sind sie gerückt und haben allda einen Bauer festgekrigt, Namens *Ahding*, dem haben sie einen Strick umb Hals geleet und ihn geknebelt, auch sonst übel hantieret, bis er sich ihrem Willen ergeben und selber hat sie geführt in allen Strichen, wie iso folgen wird: Vorerst haben sie sich nach Kortenhof gewendet, allwo sie zwar nicht gebrannt, auch das Korn nicht angerührt, sondern das wenige Viehe, einige Maßschweine weggeführt, nebst einer Küchenmagd, die anderen sind entlaufen. Von dannen sie sich gewendet in die Gefinder: Sihle, allwo sie 4 Menschen niedergemacht und 4 Stück weggeführt mit allen Pferden und Viehe. Von Sihle sind sie nach Gitter [=Gückter] gegangen, allwo sie 2 Menschen ergriffen und weggebracht nebst 4 Pferden. Von dannen sind sie gekommen auf Koker-Birn [=Kotar], allwo sie 5 Personen weggebracht und einen niedergehauen. Darauf sind sie auf die Utowsche Schule gekommen, allwo sie des Schulmeisters Frau und 3 Kinder weggebracht nebst 8 Stück Hornvieh, Butter, Talg zc.; das Getreide haben sie nicht angerührt. Von Blohdneek haben sie 3 Personen weggebracht. Von Bubbing haben sie 2 Menschen niedergehauen und einen weggebracht. Von Putren [=Putran] haben sie 3 Menschen und 3 Pferde weggebracht. Von dannen sind sie gerade wieder nach Lettien und über die Grenze gegangen.

P. S. Alle Menschen sind mit Stricken um die Hälse gebunden und also fortgeführt worden.

Extract aus Oberstlieut. Joh. Fr. von Liphard  
Schreiben an M. v. Strohkirch<sup>1)</sup>.

Lisohn, 7. Oct. 1701.

Von meiner Partei muß . . . relatiren, wie ich den 3. Oct. Nachricht bekam, daß den 4. 200 Schnapphähne und Russen zu Schwaneburg einfallen und sowohl Höfe als Baueren plündern und ruiniren wollten, ging ich durch die Nacht mit 150 Mann wie auch 15 Berittenen nach Schwaneburg. Da ich nun bei anbrechendem Tage dahin gleichsam in eine Wüstenei ankam und kein Mensch, weder in dem Hofe noch in den Gefindern zu finden war, — denn von Lipse bis an die russische Grenze kein Mensch in den Höfen noch in den Gefindern zu sehen, sondern sich mit Vieh und Pferden in die Wälder aufhalten — kriegeten wir doch

<sup>1)</sup> Ist in Copie obigem Schreiben beigelegt.

einen Kerbel im Busche fest, der sagete aus, daß sie alle Augenblick die Schnapphähne hier erwarteten. Wie wir uns nun im Hofe gesezet und bis Mittage keinen erwarten konnten, ließ ich die Mannschaft mit einige Officirer auf Schwaneburg und ging gerade zu recognosciren nach Lettien mit meine 15 berittene Knechte und Soldaten. Da wir nun nach Lettien kamen, fand ich, daß der ganze Hof im Grunde abgebrannt und nicht mehr als eine kleine Badstube noch übrig; und wie wir über die Beddez gingen, da bekamen wir in den Strüffeln einen Baueren mit großer Mühe fest, der berichtet, daß die Schnapphähne die Kortenhof- und die Utthoffsche Baueren ausgeplündert, mit einer großen Menge gefangene Menschen und Vieh und Pferde vor 3 Tage durch Lettien über die Beddez repassiret und hätten sie gewisse Nachricht, daß heute Morgen, als am selbigen Tage, 50 Schnapphähne durch Beijenhof nach Kalnemuisse gegangen wären; worauf ich gleich von Lettien eine Ecke nach Beijenhof zu nahm und so nach Kalnemuisse in Meinung die Schelme anzutreffen, alleine dieses war falsch und war kein Ruß da zu finden, sondern es war sowohl der Hof als alle Gesinder wißt und leer. Wie ich nun in der Nacht in einem Gesinde 4 Meilen von Beijenhof einen Kerbel antraf, der seine Rige, so voll Korn war, anhitete, erfuhr ich von ihm, daß der Gegend 4 Tagen kein Schnapphahn gewesen, könnte eigentlich nicht wissen, wie bald sie würden wiederkommen, soviel aber hätten sie Nachricht von denen an die Grenze wohnende polnisch-livländischen Baueren als von ihren Freunden, daß sie in 2000 Mann wollten auf einmal diese Woche auf dreien Wegen einfallen, nemlich über Lettien, Beijenhof und Rappeln [=Naplin], wollten auf Tirsen in einer Stunde zusammenkommen, mich mit meine Leute heben und im Rückmarsch alles mit Feuer und Schwert verheeren. Ich kehre mich aber an nichts und gehe nicht von der Stelle und will mich wehren, solang ich einen Mann übrig habe. Wie ich nun nichts antreffen und nichts eigentlich erfahren konnte, an welchem Tage sie gewiß einfallen würden, marschirete ich den 6. mit meiner Mannschaft nach Lifohn und mache mich in Gottes Namen parat, völlig dahin zu marschiren. Nun habe ich recognosciret und befunden, daß zu Kalnemuisse zu stehen am allerfüglichsten sein wird; so haben wir Lettien 3 Meil auf der rechten Seite und Marienburg 2 Meil auf der linken Seite und stehen gerade gegen Beijenhof 4 Meilen. Da die russische Armee längst der Grenze von Polnisch-Livland so hinauf nach Dorpat verlegt stehen soll, so könnten wir Lettien und alle Güter bis Marienburg hinter uns bedecken und die

Bauern aus den Büschen hervorholen, die das schöne Korn auf Lettien, Kalnemüße, Schmaneburg und von den andern Höfen, auch die Bauern selber abmähen könnten, denn izund stehet alles noch ungemähet. Nun wenn wir nach Kalnemüße kommen und möchten wohl, wenn mein Vetter von Wenden, auch Tiefenhausen von Schlippenhof darzu kommen, bei 600 bis 700 Mann ausmachen und wenn wir Stücke haben im Hofe zu Kalnemüße, wenn wir uns brav vertranchementiren werden, defendiren können; allein weil wir ganz keine Reuter noch Dragoner bei uns haben, womit wollen wir recognosciren gehen, oder wenn der Feind uns mit 100 oder 200 Mann zu Pferde vor der Nase bravirt und ebenfalls um uns herum plündert und raubet, womit wollen wir es wehren? Zu Fuß können wir sie ja nicht nachkommen, sondern müssen an einem Ort wie in einem Sacke bestehen bleiben; ist ja hochnötig, wenn wir sollen was thun, daß wir zum wenigsten 100 Reuter oder Dragoner bei uns haben; so könnte man mit seinen Knechten mit anstoßen und würden sich denn wohl einige Volontairs mit finden, daß wir alsdenn den ganzen Marienburgischen Ort defendiren könnten und wollten nicht so durchgehen, wie die Reuter und Dragoner gethan, die vor 14 Tagen zu Neuhof waren. Mein H. Statthalter versichere sich, sie schaffen mir nur Leute, daß ich wie ein redlicher Kerdel nicht nur thun werde, sondern will sie so führen, daß nächst Gott kein Versehen vorfallen soll.

Marienburg, 8. Octob. 1701.

Was ich am 6. dito gemeldet von einer Zeitung, daß der Feind sich nach Plestau zurückgezogen, solches hat sich leider am 4. Octob., wie nun Bericht einkommt, in der Gegend der abgebrannten Oppoffchen [Oppelahn] Kirche anders befunden, maßen allda eine Partei Zirkassen eingefallen und über 100 Menschen und Pferde, meistens Wirthhe, Schulknaben zc., allesamt Mannspersonen, weil das Weibsvolk im Walde bei der Habseligkeit und Viehe geblieben, bei der Arbeit und Einernöde ihres Sommerkorns ergriffen und fortgeführt haben. Dieser Verlust ist sehr erheblich; denn ein abgebranntes Haus kann man endlich wieder aufbauen, diese Leute aber waren der Kern des Kirchspiels und sind so elend ergriffen worden. Das Winjeln der armen Nachgebliebenen ist sehr groß und hoffe ich gewiß, Gott werde es hören und gnädig sein. Mit dem Herrn Gen.-Major v. Schlippenbach habe Zeit hero auf seine gütige Veranlassung ofte correspondiret; weil aber nicht alles so gar füglich schriftlich geschehen

kann, absonderlich von einem Theologo, welcher leichtlich in Meldung der lautern Wahrheit irritiret oder wenigstens sich eine metabasin in aliud genus muß lassen Schuld geben, so will mich noch diese Woche selber aufmachen und dahin reisen, ob möglich durch mündliche Vorstellung diesen Oertern zur Beruhigung etwas auszufinden. Gott erbarme sich der Bedrängten . . . . . x.

Marienburg, 24. Octob. 1701.

Es hat der gnädige Gott hiesiges bisherige Ungewitter insoweit erheitert, daß die Zeitung von Zurückmarsch der feindlichen Truppen bis hinter Pleskau continuiret, doch ist Petchur nicht so gar bloß gelassen und brachte ehegestern ein entlaufener Gefangener von dannen, daß einige neue kosakische Truppen in Stelle der alten megmarschirten wieder angerücktet sind und habe er ihnen selber begegnet, also daß ers gar gewiß wisse. Derjelbe Kerl ist aus hiesigen Schloßgebiete aus Carolsgefinde. Die Mordbrenner haben zum letzten ihre Klauen an Fianden, allwo H. Mfessor Ceumern<sup>1)</sup> ein hübsches Haus gebauet hatte, ausgestrecktet und selben Hof eingeseichert. Gott lasse es auch das allerlegte Kennzeichen ihrer Barbarei sein. Der H. Gen.-Major v. Schlippenbach resolvirte hochgütig, nicht nur einen Regimentsofficirer, den wir allhier hochnötig hatten, anhero zu senden, sondern ihm auch ein erkleckliches Quantum an Cavallerie mitzugeben. Auch ist dieses Gott Lob! ehegestern bewerkstelliget, da der H. Obristlieutn. Brandt<sup>2)</sup> mit seiner Esquadron und einigen finnischen Reutern anhero kam. Weil denn auch einige Battalitionen von der Landmilice sich eingefunden, so hoffen wir zu Gott dem Allmächtigen hinfürder Erleichterung unsers Sammers und Ruhe vor den Tyrannen. . . . x.

Marienburg, 7. Nov. 1701.

Nummehro durch die Gnade Gottes hat sich hiesige Noth von feindlichen Einfällen etwas gemindert und ist die angekommene Landmilice gut genug, soweit man wegen abgebrannter Wohnungen auf den Grenzen hat reichen können, postiret worden. Der Feind aber, ich sage die Petchursche Armee, so den Sommer durch in 20000 Mann bestunde, ist nicht zurücke, sondern seitwärts um der Fouragie willen gegangen und stehet an denen Oertern Krasnoi, Dopschka, Murrawena, Latno und Dubky, welche einen

1) Caspar v. Ceumern.

2) Jürgen Johann Brandt.

Landstrich ausmachen der sich längst unsern Grenzen bis hinter das Marienhausensche Gebiet in Polnisch-Livland erstrecket. . . . .<sup>1)</sup>

Die Tscherkassen aber mit ihren großen Haufen gefangener armer Leute sind nach ihrer Heimath erlassen und schon andere in dero Stelle gekommen; der geringste Kosake hat 2 bis 3 Gefangene gehabt, welche alle an Riemen mit fortgeführt worden. Ob nun wohl selbe böse Nachbarn in letztgedachten Paggasten nur 7, 8 bis 10 Meilen von hinnen stehen, so hoffen wir doch zu den barmherzigen Gott, er werde dero stolze Wellen durch seinen Schreck ferner brechen, daß wir gegen sie in fernerer Sicherheit bestehen mögen . . . . .

Marienburg, 3. Decemb. 1701.

So lange nicht etwas Erhebliches vorfällt, achte es vor eine Dummfährtheit hochobrigkeitl. Ohren zu behelligen. Vor igo kann vor gewiß berichten, daß der nachbarliche Feind sich noch in denen Grenzpaggasten in Quartieren halte, an zweien Orten aber zu Wehrsen und in der Elabode sich stärker gesammelt habe. Dies sind Oerter, da die Passage, wenn sie in hiesiges Land wollen, durch Polnisch-Livland muß genommen werden. Auch ist's gewiß, das die Bojaren des Pleskauschen Fürstenthums zwar erlassen waren, aber nun wieder zusammengerufen werden. Selbe ein Stück des Kerns der russischen Cavallerie, wo man sie anders einen Kern nennen kann . . . . .

Eine russische Partei von etwa 20 Mann allarmirte vor etlichen Tagen uns also, daß die umliegenden Truppen in der Nacht mit Stücken ermuntert wurden. Sie hat aber nur 2 Dirnen und einen jungen Kerl fortgebracht, ist auch nicht weiter, als in einem Bauergeräude gewesen, daher zu schließen, daß um Rundschaft zu holen dieser Einfall müsse geschehen sein. Am Sonntage war der Boit aus Lipna heimlich allhier auf hiesigem Schlosse; bei seinem Wegzuge sagte er mir ins Ohr: ich habe euch vor diesen gewarnt, und was ich euch gesaget, ist auch also geschehen. Igo warne ich ebenfalls vor einen horriblen Einfall. — Der höchste Gott sei ein fernerer Schutz unseres Landes! und lenke nur unsers allergn. Königs polnische operationes zum glorieußen Frieden, so wird sichs hier schon auch geben . . . . .

\* \* \*

<sup>1)</sup> Vgl. dazu Scheremetjew's Feldzugsjournal, l. c. p. 72 ff.

Es war in der That wie eine Ruhe vor dem Sturm. Die Warnung des Rundschafters hatte nur allzuguten Grund. Bereits am 2. Oct. a. St. hatte Scheremetjew Befehl erhalten, einen großen Einfall ins schwedische Gebiet vorzubereiten; er sollte in Livland die Wohnungen zerstören und gehen „wohin des Krieges Schicksal ihn führt“. Ende Decemb. rückt er mit 18835 Mann und 20 Geschützen über die Grenze<sup>1)</sup> auf Errestfer los, wo Schluppenbach mit seiner Hauptmacht Winterquartier hatte. Am 30. December kam es hier zur Schlacht.<sup>2)</sup> Schluppenbach mit seiner kleinen Truppenmacht wurde geschlagen; aber er stand schon wenige Tage darnach wieder bei Sagnitz in beobachtender Haltung, bereit weiterem Vordringen des Feindes sich nochmals entgegenzustellen. Wenn auch die moralischen Folgen, wie sie eine Niederlage mit sich zu bringen pflegt, nicht ganz ausblieben, so hatte die Schlacht bei Errestfer für Schluppenbach doch die Folgen eines strategischen Sieges, denn „mehr als die Vertreibung des russischen Heeres aus Livland hätte in keinem Fall erreicht werden können“. Für die Russen hatte das siegreiche Treffen zwar keine geringe moralische Bedeutung, aber ein Theil von Scheremetjews Truppen unter Chambers überschritt bereits am 2. Januar zurückmarschierend den Woosfluß, er selbst rückte allerdings am Tage nach der Schlacht bis Urbs vor, kehrte dann jedoch ebenfalls über die Grenze zurück, nachdem er durch ausgeschiedte Kosaken detachements die ganze Umgegend nach Möglichkeit ausgebrannt hatte. Schon am 5. Januar ist er wieder in Pleskau angelangt.<sup>3)</sup> So rasch wäre der Rückmarsch wohl schwerlich ausgeführt worden, wenn Scheremetjew den Sieg mit so lächerlich geringfügigen Verlusten errungen hätte, wie er in seinem Feldzugsjournal angiebt.<sup>4)</sup> Eine Abtheilung Tscherkassen waren bei dieser Gelegenheit wiederum bis in die Nähe Marienburgs gelangt; die an ihrem Wege liegenden Gesinde und Güter gingen in Flammen auf. Dann trat zunächst wieder Ruhe ein und aus den nächsten Monaten liegt uns nur noch ein Bericht Glücks vor,<sup>5)</sup> in welchem er von neuen Ansammlungen

1) Scheremetjews Feldzugsjournal l. c. p. 81.

2) Vgl. über diese Sjögren (in Christinnis Übersetzung) in der „Balt. Monatschr.“ Bd. XXXIII, p. 487 ff.

3) Scheremetjews Feldzugsjournal l. c. p. 89.

4) 17 Todte und 63 Verwundete! — In Wirklichkeit schlugen die Russen ihre Verluste auf etwa 3000 Mann an. Masslowski (Beitrag zur Geschichte d. Kriegskunst in Rußland (Bvg. 1891 russ.) p. 83 kehrt die Zahlenverhältnisse einfach um.

5) d. d. Marienburg, 5. März 1702.

feindlicher Truppen jenseits der Grenze Meldung macht. Bald darauf trat ja auch der alte Graf Dahlberg von seinem Posten als Generalgouverneur zurück.

Erst im Juli 1702 geschah ein neuer großer Einfall, verhängnisvoller als alle vorhergehenden. Bei Hummelsdorf wurde Schlippenbachs Corps auseinandergesprenzt: das Land stand dem Feinde ringsum offen; weithin nach Norden und nach Süden bis in die Nähe Rigas dehnten sich die verwüstenden Streifzüge aus; was hier und da noch an kleineren schwedischen Wachtposten stand mußte sich retten oder wurde aufgerieben. Scheremetjew selbst rückte über Walk, Helmet, Ringen, Kirrumpä, Mengen auf Marienburg zu, Rauch und Trümmer bezeichneten seinen Weg. Am 15. August langte er mit drei Brigaden unter Werden, Angler und Balk vor Marienburg an,<sup>1)</sup> wo sich noch eine kleine Besatzung von einigen hundert Mann unter dem Major Florian Thilo von Thilau zu halten suchte. Von drei Seiten appochierten die Russen bis zum Ufer des Sees, in dem Marienburg liegt und begannen aus drei Batterien ein scharfes Bombardement. Bis zum 25. August hielten die Belagerten heldenmüthig Stand. Dann begann am frühen Morgen des 26. August der Sturm. Auf Flößen rückten die Angreifer über das Wasser heran, aus dem Schlosse durch heftiges Feuer begrüßt. Da fiel, von einigen Bomben getroffen, ein Stück der Festungsmauer und das Bollwerk ein, schon waren die Flöße ans Ufer gestoßen — es schien vergeblich, noch längern Widerstand zu leisten: so ergab sich<sup>2)</sup> die Besatzung, 256 Mann und mit ihr Propst Glück nebst seiner Familie, darunter sein, wenige Tage zuvor einem Reiter Johann Kruse vermählter Pflefling Katharina, die spätere Kaiserin, und die gesammte Bürgerschaft, im ganzen 32 Männer und 188 Frauen und Kinder. Glück kam nach Moskau. Dort fand er einen neuen Wirkungskreis, indem er Leiter<sup>3)</sup> einer neu gegründeten Schule wurde, des ersten russischen Gymnasiums. Doch nur wenige Jahre war er hier thätig. Bereits am 5. März 1705 ist er in der Fremde gestorben.<sup>4)</sup>

1) Scheremetjews Feldzugsjournal l. c. p. 110 ff.

2) Vgl. dazu auch Kelschs Chronik. Continuation p. 287.

3) Er erhielt, wie bei dieser Gelegenheit bemerkt werden mag, im J. 1703 „für fleißiges Lehren und wegen seiner Dürftigkeit“ 210 Rbl., im J. 1704 — 450 Rbl. Vgl. Miljukow, Staatshaushalt Rußlands unter Peter d. Gr. (Bbg. 1892 russ.) Beilagen p. 95, 105.

4) Seine Grabinschrift bei Fechner, Chron. d. ev. Gem. in Moskau (Mosk. 1876) p. 685.

## Ueber die „natürlichen Grenzen.“

Ein Brief vom Jahre 1701.

Der nachstehende Brief ist einer Sammlung entnommen, die den Titel führt: „Geheime Brieffe, so zwischen curiösen Personen über notable Sachen der Staats- und gelehrten Welt gewechselt werden, bestehend in 12 unterschiedenen Posten, über das Jahr 1701, nebenst einem vollkommenen Register“ Freystadt 1701. — Im Anschluß an die Glück'schen Berichte aus Marienburg vom selben Jahre 1701, dürfte eine Wiedergabe der „ernsten und beachtenswerthen“ Gedanken, zu denen der anonyme Publicist aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts durch den Sieg bei Narva veranlaßt worden, manchem Leser, wie wir meinen, nicht unwillkommen sein. Der Brief (der 20.) trägt die Ueberschrift:

„Ueber die Niederlage der Moskowiter bei Narva und warum sie niemals in Livland festen Fuß fassen und niemals im Stande sein werden, irgend etwas Polen gegenüber auszurichten“ und lautet:<sup>1)</sup>

Gehrter Herr!

Mit Fug und Recht setzt die Niederlage der Moskowiter bei Narva Jeden auf's Neueste in Erstaunen, daß nämlich eine so große Armee von mehr als 80,000 Mann nach einer neunmonatlichen Belagerung das nicht besonders stark besetzte Narva nicht nur nicht zu erobern vermocht hat, sondern von einem bedeutend schwächeren schwedischen Heere unter Anführung

1) Wir haben das Original, das bei Hülsen in Leipzig gedruckt ist, nicht benutzen können, sondern mußten uns mit einer Rückübersetzung aus dem Russischen (Russk. Starina 1893, Band 79 p. 270 f.) begnügen. Die Daten in der Einleitung sind dahin zu corrigiren, daß das russische Heer nicht 80,000 sondern circa 35,000 Mann gegenüber 8500 Mann Schweden zählte und die Belagerung nicht 9, sondern 2 Monate dauerte.

Karls XII. am 20. November unerwartet in ihrem Lager überfallen, sogar geschlagen worden ist, und daß das ganze Lager mit der gesammten Artillerie von 150 Kanonen und 30 Mörsern, die ganze Bagage und 25 Oberofficiere (Generale und andere Chefs), unter denen sich selbst der Generalfeldmarschall Croij befand, den Schweden als Kriegsgefangene und Beute in die Hände gefallen sind. Wenn das nur Moskowiter allein gewesen wären, so hätte sich, bei der bekannten Tapferkeit und Kriegskunst der Schweden, Niemand darüber gewundert; da aber die Officiere (der Moskowiter) zum größten Theil Deutsche, Schotten, Dänen waren und aus anderen durch ihre Tapferkeit bekannten Nationen stammten, so ist das noch wunderbarer und muß eher für eine göttliche, als für eine menschliche Sache gehalten werden. In Anlaß dieses Ereignisses sind mir viele ernste und beachtenswerthe Gedanken, u. A. der Gedanke gekommen, man könne nicht ohne Grund sagen, daß diese Niederlage den Moskowitern theurer als die früheren zu stehen gekommen sei, weil sie die ihrem Reich von Gott selbst gesetzten Grenzen überschritten haben und deshalb keinen Erfolg erzielen können, da durch die Erfahrung bewiesen ist, das für jedes Reich von Gott selbst die bekannten Grenzen festgesetzt sind, die sie nicht überschreiten können, welchen Mühen und Anstrengungen sie sich auch unterziehen mögen; und wenn sie den göttlichen Bestimmungen entgegen handeln, so werden sie durch Schimpf und Schande bestraft. Dieses bestätigt der Apostel Paulus, der Göttliches und Menschliches erkannte, in der Apostelgeschichte XVII, 26, wo er schreibt: „Und (Gott) hat gemacht, daß von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt, zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollen.“

Daß diese Gebiete oder Grenzen von Gott verordnet sind, kann man wie an den alten, ebenso auch an den neuen Reichen erkennen: die Assyrer und Perser haben jedesmal, sobald sie ihre Grenzen über den Hellespont auszudehnen unternahmen, nur Niederlagen erlitten; für die alten Römer bildeten eine solche vom Schicksal gesetzte Grenze im Osten der Euphrat, im Westen — die Elbe, über welche hinaus ihre Grenzen auszudehnen sie sich vergeblich angestrengt haben, wie man darüber bei Richter in dessen „Azionen“ nachlesen kann. So erfüllte den Tiberius, als er zur Zeit der Regierung des Augustus mit seinen Legionen über die Elbe zu gehen wagte, irgend ein Geist in weiblicher Gestalt mit Schrecken und befahl ihm umzukehren. Im Hinblick auf diese Vorausbestimmung befahl Trojan, alle Versuche zu einer Erweiterung der römischen Grenzen über den Euphrat

hinaus aufzugeben. Auf ähnliche Art und Weise ist es bewiesen, daß der Janais-Fluß und das Kaukasus-Gebirge im Alterthum für alle Herrscher und Monarchen ebensolche vom Schicksal gesetzte Grenzen waren, die sie nicht überschreiten konnten. Mit den in der Gegenwart bestehenden Reichen ist dasselbe geschehen: warum haben sich die Türken trotz ihrer Macht und Grausamkeit nicht im Westen jenseits Ungarns festsetzen können und warum haben sie Wien zwei Mal vergeblich belagert? Deshalb, so antworte ich, weil Solches die von Gott gesetzten Grenzen nicht erlaubt haben. Die Franzosen haben sich trotz vielfacher vergeblicher Versuche bis jetzt nicht jenseits der Alpen in Italien festzusetzen vermocht und in Zukunft wird ihnen das auszuführen noch schwerer werden, während auf der anderen Seite der Rhein für sie eine vom Schicksal gesetzte Grenze Deutschland gegenüber bildet. Auf Grund aller dieser Erwägungen bedeutet Livland und Livonia eine solche vom Schicksal gesetzte Grenze für das moskowitische Reich, dessen Zar weit im Osten herrscht und seine Herrschaft über die Hälfte des großen asiatischen Tatarenreichs auf eine Entfernung von 500 Meilen bis zum ungeheuer großen chinesischen Reich erweitert hat, wie man das aus der Reisebeschreibung des russischen Gesandten in China, Isbrandt, ersehen kann; aber im Westen, in Livland und Livonia, haben die moskowitischen Monarchen im Laufe zweier Jahrhunderte nicht eine einzige Meile sich aneignen können; im vorvorigen Jahrhundert hat der moskowitische Tyrann Iwan Wassiljewitsch alle möglichen Anstrengungen (in dieser Hinsicht) gemacht, aber Alles vergeblich; im vorigen Jahrhundert gedachte Michail Feodorowitsch, der Onkel des jetzigen Zaren, die Sache an einem geeigneten Punkt anzufassen, indem er Riga im Jahre 1656 zu der Zeit zu belagern begann, als die Schweden in den gefährlichen und schweren Krieg gegen die Polen gezogen waren, aber er mußte mit Schimpf und Schande zurück. Damit übereinstimmend konnte es mit der jetzigen Unternehmung des Zaren nicht anders gehen, weil er der göttlichen Bestimmung entgegen zu handeln den Wunsch hegte, dazu auch noch gegen Wahrheit und Glauben, als ein Friedensstörer; ja auch in Zukunft kann es nicht besser gehen, wenn er sich nicht dieser Bestimmung erinnert und seine Macht mit größerem Recht der anderen Seite zuwendet, gegen Türken und Tataren. Hiermit verbleibe ich zc. Am 6. Februar 1701.

N.



## M. K. v. Stern und V. v. Andrejanoff.

Die Namen der beiden Dichter, denen diese Zeilen gewidmet sind, kennt heute wol jeder in den baltischen Provinzen; der jüngere von ihnen, Moriz Reinhold von Stern erfreut sich aber schon eines viel weiteren Rufes: in Deutschland und überall, wo man sonst deutsch redet, gilt er für einen der beliebtesten Poeten unserer Zeit: eine Thatsache, die gewiß jeder Balte mit Genugthuung constatiren wird. Daß zum Theil nur Zufälligkeiten daran schuld sind, wenn der andere, Victor von Andrejanoff, im In- und Auslande weniger gelesen wird, und daß einige seiner Gedichte dem Besten was Stern geschrieben hat, vielleicht ebenbürtig sind, hoffen wir im Nachfolgenden darthun zu können. Beide Dichter gehören Livland an; sowol nach der Erziehung, die sie genossen haben, als auch, was ihre Abstammung betrifft. Sterns Mutter, Frau Caroline von Stern, geb. von Patkull, besaß bis zum Jahre 1872 das Gut Friedrichsheim im Pernauschen Kreise. Zuerst erhielt Stern, wenn wir recht berichtet sind, seine Bildung im Dorpater Gymnasium; unternahm dann weite Reisen, die ihn bis nach Amerika führten und lebt jetzt seit mehreren Jahren in Zürich. Auch Victor von Andrejanoff ist mit Familien verwandt, die in der Geschichte Livlands rühmlich genannt werden: seine Großeltern, der Capitain Tichon von Andrejanoff und dessen Gemahlin Auguste Henriette geb. von Samson-Himmelsfjerna, besaßen noch im Jahre 1844 das Gut Pajusby im Kirchspiel Klein-St. Johannis des Fellinschen Kreises. So viel uns bekannt, hat Victor von Andrejanoff zuerst in Dorpat, dann in Deutschland studirt und lebt jetzt seit längerer Zeit in Riga. Da es wol noch zu früh wäre, die prosaischen Schriften unserer beiden Landsleute zu besprechen und sie auch zum Theil aus äußeren Gründen schwer zugänglich sind, so soll hier nur von der dichterischen Thätigkeit die Rede sein.

## I.

Maurice von Stern<sup>1)</sup> ist ein Lyriker. Zwar zeigt sein reiches Talent vielseitige Anlagen, und in dem Gedichte „Philosophentanz“ („Mattgold“ S. 16) stellt er Gestalten des klassischen Alterthums in dieselbe originelle Beleuchtung, welche in Jaques Offenbachs Operetten „Die schöne Helena“ und „Orpheus in der Unterwelt“ über den griechischen Helden und Göttern ausgebreitet ist. Sokrates führt vor Aspasia gewisse Touren auf:

„Und rührt zum ungewohnten Einzelanz

„Das mürbe, das rhachitische Gebein.“

So könnte also in der Aera eines zukünftigen Offenbach unser Landsmann vielleicht als Librettodichter sein Glück machen; seine bisherigen Erfolge verdankt er aber hauptsächlich der Gefühlsdichtung.

Es ist schwer an seinen Dichtungen eine sogenannte „Schule“ zu erkennen, oder zu unterscheiden, wen er sich zum Vorbild genommen hat. Jeder hat ja ältere Meister nöthig, an denen er sich heranbildet; Stern scheint indessen die meisten Größen unseres Jahrhunderts mit Eifer und Erfolg studirt zu haben, bis er in der Beherrschung der Form eine gewisse

1) Maurice Reinhold von Stern's Werke.

Proletarier-Lieder, gesammelte Dichtungen, dem arbeitenden Volke gewidmet.

1887 Der Gottesbegriff in der Gegenwart und Zukunft. Ein Versuch zur Verständigung.

1888 Stimmen im Sturm, gesammelte Dichtungen, dem arbeitenden Volke gewidmet.

1888 Das Anderskönnen. Ein populär-philosophischer Beitrag zur Frage der Willensfreiheit.

1889 Alkohol und Sozialismus. Ein Appell an's Volk.

1889 Excelsior! neue Lieder.

1889 Verkürzt der Genuß von Alkohol das Leben? aus dem Englischen.

1890 Höhenrauch, neue Gedichte.

1890 Arbeitslohn und Arbeitszeit, eine Gedenschrift.

1890 Von jenseits des Meeres. Amerikanische Skizzen.

1890 Sonnenstaub, neue Lieder, mit dem Portrait des Verfassers.

1890 Aus dem Tagebuch eines Enthaltamen, Aphorismen über die Alkoholfrage.

1891 Ausgewählte Gedichte.

1893 Aus den Papieren eines Schwärmers. Worte an die Zeitgenossen.

1893 Nebensonnen, neue Gedichte, illustriert von Ernst Schlemo und Willy Dertel.

1893 Die Insel Maszover's, ein episches Gedicht.

1891 Mäßigkeit und Enthaltamkeit; ein Vortrag, gehalten vor dem hygienischen Verein in Zürich.

1893 Mattgold, neue Dichtungen.

1894 Stimmen der Stille. Gedanken über Gott, Natur und Leben.

1894 Erster Frühling (ein Sonettenkranz) und andere Gedichte.

Eigenartigkeit errungen hatte. Am ehesten mag noch ein Einfluß Heinrich Heines zugegeben werden; z. B. das Gedicht „Hausjuchung in Abdera“ („Excelsior“ S. 31) hat in Form und Inhalt Aehnlichkeit vom 2. Cap. in Heine's „Deutschland“ (die Zollvisitation an der preussischen Grenze) und endet mit den Versen:

Wie wackelt der abberitische Popf!  
 „Herr Lieutenant, jetzt können Sie rasten! —  
 Die Kontrebande, sie steckt im Kopf  
 Und nicht im staubigen Kasten.“

Bei Heine lautete diese Stelle:

Ihr Thoren, die ihr im Koffer sucht!  
 Hier werdet ihr nichts entdecken!  
 Die Kontrebande, die mit mir reist,  
 Die hab ich im Kopfe stecken.

.....

Im Kopfe trag ich die Bijouterien,  
 Der Zukunft Krondiamanten,  
 Die Tempelkleinodien des neuen Gotts,  
 Des großen Unbekannten.

Aehnliche Anklänge an Heine enthält unter den frühesten Gedichten von Stern die „Beriünftige Liebe“ („Stimmen im Sturm“ S. 96) und aus den letzten Jahren das hübsche Lied „An ein Kind“ („Nebensonnen“ S. 78). Dem Andenken Heine's hat unser Dichter schon im Jahre 1885 die schwungvollen Verse „Montmartre“ gewidmet („Ausgewählte Gedichte“ S. 185).

Was die Tendenz der Dichtungen betrifft, so war Stern anfangs Socialdemokrat und sang längere Zeit in Reimen — bald grob, bald fein — „Proletarier-Lieder“. Wenn unter ihnen auch Manches zu finden ist, was dem Geschmacke des kleinen, flink wühlenden Böbelmannes geschickt angepaßt war, so brauchen wir uns doch dabei nicht lange aufzuhalten: denn daß die Individualität des schöpferischen Künstlers und das Joch des Demokratismus contradictorische Gegensätze sind: dafür noch einmal den ausführlichen Beweis zu liefern, wird man mir hoffentlich erlassen. Und wenn z. B. Stern in den „Stimmen im Sturm“ S. 57 sagt:

Ich kenn' den Reichthum, hab' ihn selbst genossen, —  
 Daß dem so ist, thut mir von Herzen leid;  
 Ich selber bin der reichen Brut entsprossen,  
 Doch Armuth lehrte mich — Gerechtigkeit! . . . .

so wäre in unseren Provinzen ja nicht einmal die Gesellschaftsclasse zu ermitteln, der solche Strophen imponiren könnten. Weshalb soll man also der Jugend ihre Extravaganzen bis in's dritte und vierte Jahr nachtragen? — In seinen neueren Werken vertritt nun Stern, ohne viel Politik zu treiben, einen milden Pantheismus und Naturdienst, der nirgendwo mit scharfen Ecken anstößt und unter seinem weiten Faltenwurfe für alles Schöne Raum hat; also: das Bekenntniß des wolgefunten deutschen Dichters. Besonders günstig ist diese Richtung der Naturschilderung, und ihr verdankt auch Stern seine durchschlagendsten Erfolge, ja, man kann sagen, seinen Ruhm. Da jedoch dieser Ruhm mehr einer außerordentlichen Formvollendung und Sprachbeherrschung als einem inhaltlichen Fortschritt in der Naturdichtung gilt, so möge — als auf das Wichtigste — zunächst auf die Reflexionspoesie hingewiesen werden. Und auch hier übergehen wir viele anmuthige und mit reicher Einbildungskraft componirte Dichtungen — (wie in den „Nebensonnen“ die „Bilder aus dem Jenseits“, in den „Ausgewählten Gedichten“ die „Apokalyptischen Reiter“ zc.) — um auf eine Stelle in der längeren Dichtung „Die Insel Ahasver's“ hinzuweisen. Dies Gedicht schildert, ähnlich wie „Salas y Gomez“ von Chamisso, das Leben eines Schiffbrüchigen auf einer menschenleeren Insel der Tropenzone; nur daß bei Stern die Insel unbestimmt ist, der Mann jedoch eine bekannte Figur: der ewige Jude. Auch er findet, wie der auf Salas y Gomez gestrandete Reisende, Schiefertafeln, die er zum Schreiben benutzt; nur verzeichnet er auf ihnen nicht Betrachtungen über seine Lage, sondern freie Phantasien, welche selbständige Werke ausmachen und nur willkürlich zu Ahasver in Beziehung gesetzt worden sind.

Im Rhythmus und der fein markirten Caesur wie in den kühnen poetischen Bildern erinnert das Gedicht vielfach an Anastasius Grün; z. B. wenn bei dem österreichischen Dichter der Gefangene im „Thurm am Strande“ klagt:

Ich sah die Wetter, die nun ausgestritten,  
 Ich seh' den Regenbogen flammend schweben;  
 Des Himmels lichter Grund doch ist durchschnitten,  
 Ach, von des Kerkergitters schwarzen Stäben!  
 Da dünkt es mich, im Buch des Himmels wären  
 Die schönsten Stellen, heiligsten Legenden,  
 Des Friedens und der Liebe Gotteslehren  
 Mit schwarzem Strich durchkreuzt von Menschenhänden.

So bietet Stern auf Seite 23 einen Pendant zu diesem Gleichniß:

Es zuckt ein Blitzstrahl durch die Wetterwand :  
 Ein Strich durch's Pensum von Magisterhand !  
 Gott selbst durchstreicht, so oft es ihm gefällt,  
 Den ganzen Unsinn der verworrenen Welt.

Auch die „Insel Ahasver's“ heißt nur auf dem Titel „ein episches Gedicht“, besteht aber fast ausschließlich — wie die übrigen Stern'schen Poesien — aus Reflexionen und Landschaftsbildungen; ihr Sinn ließe sich wol am kürzesten durch die Worte Platen's wiedergeben: „Und könntest du dich auch entfernen, es triebe Sehnsucht dich zurück; denn ach! die Menschen lieben lernen, es ist das ein'ge wahre Glück.“ — Uebrigens ist es nicht Dieses, was uns zu längerem Verweilen reizt: die erste der drei Schiefertafeln bringt eine allegorische Scene — eine Geisterschlacht in der Luft, aus der die entscheidendsten Stellen hier Platz finden mögen.

In der Vision naht sich unter Trommelschlag und mit schwarzen Fahnen eine Armee:

Nun seh ich Köpfe. Ein unendlich Meer  
 Von düstern Streitern rollt mit Macht daher.  
 Und frisch voran im Trommelwirbel droht  
 Ein düst'rer Kämpfe: s'ist der Trommler Tod!  
 Vom schwarzen Hut die weiße Feder wallt,  
 Der Schädel grinst; der Trommelwirbel hallt.

.....  
 Da stürzt sich flammend eine kleine Schaar  
 Von lichten Reitern, muthig, schön und klar,  
 Vom Himmel nieder, wie der Sturmwind schnell;  
 Es blitzt durch's Land der Schwerter funkelnd Hell. . . . .  
 Nun kreuzt die Schaar den Strom mit blanker Wehr  
 Und wirft sich stürmisch auf das Todtenheer.  
 Da gellt ein Lachen höh'nisch in das Licht,  
 Und haßdurchlodert eine Stimme spricht:  
 „Ihr Herrn des Lichts, grüß' Gott! — ihr kommt zu spät!  
 Seht, welch ein Heer zum schwarzen Banner steht!  
 Unübersehbar wälzt sich fort das Meer,  
 Und jede Welle bringt den Tod daher.  
 Viel Millionen schaaren sich zu Hauf  
 Und stehn als Kläger richtend vor euch auf.  
 Die Todten sind es, die in Gram und Noth

Verzweifelt sind im Kampf um's trockne Brod.  
 Sie sammeln sich und ziehen vor die Stadt,  
 Die Glück auf Unglück frech erbauet hat.  
 Es rückt heran und pocht an's lichte Thor  
 Der satten Freude der Enterbten Chor.  
 Viel Freude nahmt ihr, die ihr wallt im Licht,  
 Und dachtet derer, die im Dunkel, nicht!  
 Und jede Freude, wißt ihr, ist verrucht,  
 Der irgendwo ein schuldlos Elend flucht!  
 Ein Tropfen Glück, bezahlt mit fremdem Leid,  
 Bleibt Schuld und Sühne bis in Ewigkeit!  
 Nun stand er auf, der todtgeglaubte Haß,  
 Nun lief es über das gefüllte Faß.  
 Und jedes Armen Klage ein Soldat:  
 So ging sie auf, der Sünde Drachensaar!  
 Ihr Herrn des Lichts, so kommt und zückt das Schwert!  
 Ein jedes Leben ist ein Sterben werth. . . .“  
 Die Stimme schwieg. Ein dumpfer Trommelschlag.  
 Es scholl ein Ruf, so heiter wie der Tag:  
 „Da kriecht ein Wurm; er sieht die Sonne nicht  
 Und tastet blind in's süße Himmelslicht.  
 So strebt das Leben rastlos aus dem Dunst  
 Der Sonne zu. Das Sehen ist die Kunst.  
 Wie viele Blinde wol die Welt gebar,  
 Ein Aug' zu schaffen, sonnenhell und klar!  
 Das ist die Regel für der Freude Flug:  
 Das, was nicht fliegt, das ist nicht stark genug! . . . .  
 So träumt das Elend dumpfig in den Tag,  
 Damit die Freude triumphiren mag!  
 Denn alle Menschheit ist so wie ein Mann:  
 Sie blüht und welkt, damit sie reifen kann.  
 Und tausend Blüthen düngen still die Welt,  
 Bis eine Frucht reif von dem Baume fällt.  
 So düngt und erntet wählend die Natur.  
 Verbesserung ist der Entwicklung Spur.  
 Ein großes Glück, das einer Seele strahlt,  
 Mit vieler Leid zu hoch ist's nicht bezahlt.

Und könnt' ein Mensch Gott eine Stunde sein,  
 Mit Jubel geben wir die Menschheit drein!  
 Es drängt zum Zweck, es drängt zum letzten Ziel;  
 Hier zählt kein „wenig“ und hier wiegt kein „viel“.  
 Wenn sich im Einz'gen krönt das Ideal —  
 Die Masse, Freund, ist doch nur Material! . . . .  
 Wer ist die Menge, die nach Rache schreit?  
 Des Geistes Räthsel heißt Persönlichkeit!  
 Der Menschenheerde fehlt Persönlichkeit,  
 Drum ist sie geistlos bis in Ewigkeit.  
 Drum brüll' nur Rache, drohendes Geschlecht —  
 Du bist in Masse, also nicht im Recht! . . . . .“

Diesen Worten wird von der düstern Schaar unter Anderem erwidert:

„Ihr Eigenmenschen dünkt euch noch so groß,  
 Ihr seid nur frech und kalt und liebelos!  
 Es naht das Ende und es kommt die Frist,  
 Da Jedermann im Volke Eigener ist.  
 Dann ist das Ganze die Persönlichkeit  
 Im höhern Sinne der Unendlichkeit. — . . . . .  
 Verspottet habt ihr unsre Qual und Noth —  
 Nun trommelt uns zum letzten Streit der Tod!“ — . . . . .  
 Wie Wellen hüpfend rast der Geisterkampf  
 Durch Tag und Nacht, durch Donner, Licht und Dampf. . . . .  
 Das wälzt sich dampfend um den Erdball fort —  
 Auf Erden Krieg und in den Lüften Mord!  
 Verklingend und verhallend wie im Traum  
 Hinrauscht die Schlacht, ein Schattenspek im Raum.  
 Die Erde taumelt, unbeirrt im Wahn,  
 Im Dampf des Schmerzes ihre Sonnenbahn. . . . .

Der Gestaltungskraft, mit der hier abstracte Begriffe, streitige sociale Probleme durch poetische Verbildlichung uns nahe gebracht werden, wird gewiß Niemand seinen Beifall versagen; ebenso wenig der comprimirenden Gewalt, durch welche bei dem Künstler Bild und Gedanke zu prägnanten Kernsprüchen crystallisiren; am wenigsten aber darf der Unparteilichkeit die Anerkennung fehlen, welche jeden in seiner Weise zu Worte kommen und die stärksten Sentenzen, die ihm zu Gebote stehen, anführen läßt; so daß auch wirklich bis zu Ende keiner siegt und keiner weicht; denn hierdurch

wollte der Dichter offenbar seine wahre Ansicht ausdrücken, daß nämlich die Gegensätze, die hier zusammenprallen, nicht nur bisher vergebens einer Lösung geharrt haben, sondern daß es wol auch im irdischen Leben überhaupt keine Versöhnung für sie giebt.

Sei's nun, daß solche philosophische oder politische Widersprüche in Wirklichkeit oder nur vermeintlich unentwirrbar sind; immer wird es ein Vorzug sein, sie aus dem Nebel zu ziehen, deutlich auf sie hinzuweisen und den Punkt klar zu machen, wo die Forschung einen neuen Hebel anzusetzen hat oder wo der grübelnde Verstand Halt machen muß. Eine innige Vertrautheit mit einer solchen die Herzen bewegenden Frage muß stets angenommen werden, sobald jemand im Stande ist durch poetische Verkörperung ihr eine Art nationaler Weihe zu geben; denn was in Versen ergreift und erschüttert, was die Fähigkeit hat, in der schönen Form noch einmal geboren zu werden, hat damit aufgehört ein Hirngespinnst Weniger, eine Spielerei veralteter Spitzfindigkeit — *antiquae subtilitatis ludibrium* — zu sein; ihm ist der Weg zu dem Gefühlsleben vieler gebahnt, denn wir erleben es innerlich: es muß eine Frage sein, die der Verlauf der Dinge selbst aufgeworfen hat und die uns Alle angeht, selbst wenn sie zu den Fragen gehören sollte, auf die es keine Antwort giebt. In dieser Weise der Lyrik neue Gebiete eröffnen und neue Bahnen weisen, ist aber in unseren Augen ein größeres Verdienst, als an ihr die längst gepflegten, fruchtbeladenen Zweige, wie die Naturdichtung und Erotik immer weiter zu cultiviren. — Welche socialen Widersprüche hier nun allegorisch auftreten, wo auf der einen Seite die verzweifeltsten Repräsentanten von Unglück, Armuth und Unbildung, auf der anderen der Inbegriff von Glück, Reichthum und hoher Geistigkeit kämpfen, das ergiebt sich aus ihren Reden. Die kleine lichte Schaar spricht kurz und bündig die Ansichten des Philosophen Friedrich Nietzsche aus: es sind die heldenhaften Ausnahmemenschen, denen er das Erdreich zugeeignet hat, die Nietzscheaner, die Verfechter des Individualismus. Das große schwarze Heer verbildlicht den Collectivismus und erhebt die Beschuldigungen, die man auch wirklich den Lehren Nietzsche's mit mehr oder weniger Recht entgegensetzt. — Daß es hier Todte sind, gewissermaßen die Manen der Zertretenen, der von den Lieblingen des Glückes verbrauchten Existenzen, mag wol den Sinn haben, dieser Kampf finde am heftigsten im Innern des menschlichen Gewissens statt, indem die Thaten der Vergangenheit sich anklagend gegen die egoistischen Principien des aufstrebenden Lebens erheben. Aus der Tiefe des Herzens hat dann

der Dichter den Gegensatz in die Außenwelt hinausprojicirt; die zwei Seelen in seiner Brust zu zwei feindlichen Heeren umgeschaffen. Woher trotz alledem die Dichtung nicht ganz befriedigt, ist leicht zu ergründen.

Der Poet, wenn er durch die Macht des Gedankens wirken will, darf sich nicht darauf einlassen, den Leser durch lange Definitionen vorzubereiten und vorsichtig zuerst Vorurtheile wegzuräumen, bevor er ans Werk geht, sondern muß alles Dies als bekannt voraussetzen, — d. h. bei dem gebildeten, des Dichters würdigen Leser; — und durch die bloße Nennung oder Andeutung gewisser Anschauungen und Ideenkreise uns mitten hineinversetzen; wo dann die Prämissen des Syllogismus, ohne weitläufig entwickelt zu sein, als anwesend gefühlt werden, und das Geschenk der Musen sein wichtigstes Attribut, den Schein der Leichtigkeit und Mühelosigkeit nicht einbüßt. Und darauf mag der Dichter in Bildern, Parabeln, Metaphern, auf jedem ihm erlaubten Wege vorschreitend, uns zeigen, wie ein kleiner Schritt weiter von diesen allbekannten Vorstufen auf den Gipfel einer ungeahnten überraschenden Aussicht, oder an einen Abgrund führt, in den der Gedanke sich nur schauernd vertieft. Oder — wofür wir am dankbarsten sind, — der zu ziehende Schluß muß in der Ahnung uns so nahe gebracht werden, daß es von Seiten des dichterischen Genius nur noch eines unmerklich leisen Anstoßes, gewissermaßen eines Hauches bedarf, um ihn über die Schwelle des Bewußtseins zu heben.

Bei dieser „Geisteschlacht“ ist es indeß recht fraglich, ob die socialpolitischen Ansichten, die ihr (oder der Philosophie Nietzsche's und den demokratischen Lehren) zu Grunde liegen, so allgemein bekannt oder gar anerkannt sind, so in sich abgerundete Gebiete des modernen Denkens bilden, um ohne Weiteres als stillschweigend zugestandene Prämissen zu dienen. Denn die Voraussetzung, daß die Begriffe: Glück, Reichthum und intellectuelle Vollkommenheit zusammen gehören und zusammen wohnen, und ebenso ihre Gegensätze, ein unentwickelter Geist, Unglück und Armuth, — trifft einfach im wirklichen Leben gar nicht zu: hohe Begabung und Bildung haben mit dem Glück wenig zu thun und fallen mit dem Reichthum fast nur zufällig zusammen. Hier treten bloß Nietzsche's Visionen auf; daher empfinden wir für den Kampf dieser Principien keine rechte Theilnahme. Der Gegensatz, der thatsächlich das Leben beherrscht, nämlich zwischen Selbstsucht und Selbstlosigkeit, wäre freilich in seiner großartigen Allgemeinheit schwer poetisch zu gestalten; und so wird sich der Dichter mehr oder weniger an die Modificationen und Verkleidungen zu halten haben, in denen er bis

jetzt bei Philosophen, Religionslehrern und Politikern, aufgetreten ist. — Solche Bedenken gegen die Wahl des Themas werden natürlich Niemanden veranlassen, die Leistung gering zu achten, die in der poetischen Bewältigung neuer geistiger Strömungen liegt, da doch selbst ein vollständiger Mißgriff — und der Ausdruck wäre hier zu stark, — die Macht des dichterischen Könnens offenbart und zu schönen Hoffnungen berechtigt.

Wenden wir uns zu dem Gebiete, wo Stern's Lorbeern am reichlichsten sprießen, zu der eigentlichen Gefühlsliryik, der Naturdichtung und Erotik, so kann die Betrachtung seiner Werke hier eine allgemeinere Bedeutung beanspruchen: die bisherige Anerkennung ist so rückhaltlos und ungetheilt, daß man einfach sagen kann, Stern beherrsche den Geschmack seiner Zeit oder habe ihn getroffen; die Fähigkeit hier und die Empfänglichkeit dort haben sich gegenseitig geweckt und correspondiren mit einander; so daß also eine Besprechung seiner Leistungen nicht nur zeigt, wie er schreibt, sondern daß an seinen Gedichten sich constatiren läßt, worin der Geschmack unserer Zeit besteht, wie man schreiben muß, um den Zeitgenossen zu gefallen. Da erkennt man dann zunächst, wie wenig in diesem Bereiche neue Formen gebildet, und wie fast nur die bereits geschaffenen mit immer größerer Gewandtheit und Eleganz ausgebildet werden.

Man will eine Liebespoesie ohne melancholisches Schmachten und Winseln; eine elegisch-idyllische Naturbewunderung ohne schwächlich aufgelöste Gefühle, ohne einen Abschluß in schrillen Dissonanzen, ohne Welt Schmerz. Wer heute noch meint, des Weltalls großer Miß gehe mitten durch sein Herz, findet kein Verständniß mehr; ebenso wenig derjenige, der klagt: „Und wem es just passiret, dem bricht das Herz entzwei“, denn wir lieben jetzt die unzerbrechlichen Herzen. Nur eine gewisse Tapferkeit und Rüstigkeit der Gesinnung erwirbt das Wohlwollen des modernen Publikums, insonderheit, wo sie es bis zu dem übermüthigen Jauchzen der Ueberlegenheit gebracht hat. Auch der religiöse Wimpernausschlag, die Seufzer der Reue und Thränen der Heimathliebe stehen dem Sänger gut zu Gesichte, geben ihm Relief und verpflichten zu nichts. Weßhalb soll man sich irgend eine Gattung von schönen Gefühlen entgehen lassen, wenn man sie verwenden kann? Dabei beschränkt sich die Naturschwärmerei längst nicht mehr auf einzelne Jahreszeiten und conventionelle Scenerien; die Wandelbarkeit des Dichters muß im Stande sein, allem, was ihm auffällt, eine flüchtige Liebe zu widmen; man muß Enthusiast sein aus Grundsatz.

Wir geben eine Probe von Sterns Liebespoesie: „Gabriele“ (Ausgewählte Gedichte S. 194).

Lasse mit blutenden Rosen bedecken  
 Sanft deiner Glieder hell schimmernde Pracht!  
 Will dich aus wonnigem Schlummer erwecken,  
 Liebchen, nach selig durchtändelter Nacht.  
 Fluthender Lichtstrom und thauige Rosen —  
 Zärtlich flüstert der zuckende Mund:

Tu m'étouffes sous de roses!

Liebtlich erwacht das entschlummerte Leben,  
 Reibt sich den Schlaf aus den Augen und lacht;  
 Flüchtigen Flugs durch die Boulevards schweben  
 Huschende Flügel. — Paris ist erwacht.  
 Leicht, wie ein Duft von Veilchen und Rosen,  
 Haucht es über die Tuilerien:

Tu m'étouffes sous de roses!

Die anderen längeren Gedichte dieser Gattung zeigen zum Theil eine noch höhere Vollendung und kräftigere Leidenschaft; z. B. in den „Ausgewählten Gedichten“ S. 190 „Leocadie“ und Seite 205 „Viola“, in den „Nebensonnen“ S. 56 „Eva“; und in allen ist die Liebe durchaus sinnlich, also aufrichtig. Unter den Naturpoesien mögen einige der kürzesten von dem eminenten Grade der modernen Kunsttechnik eine Vorstellung geben. „Ausgewählte Gedichte“ S. 54:

Andacht am Meere.

Ein in Schlaf versunkner Löwe,  
 Sonnensitternd träumt die Welt;  
 Fern im Meer gleich einer Mäwe  
 Schwebt ein Segel, sanft geschwellt.

In Milliarden Sonnenfunken  
 Schillert spiegelblank die Fluth;  
 Weit hinaus ergießt sich trunken  
 Abendgold in rother Gluth.

Unter den erhitzten Sohlen  
 Knirschen Muscheln in dem Sand;  
 Seufzerhaft, verträumt, verstoßen  
 Raucht ein Wellchen an den Strand.

Jrgendwo im Meereschooße  
 Raftt sich auf der Abendwind;  
 Durch das stille, riesengroße,  
 Blaue Weltmeer haucht es lind.

Abendandacht auf dem Meere  
 Glüht in stummer Majestät;  
 Gottes lodernde Altäre  
 Rufen mich zum Nachtgebet.

Aus derselben Sammlung Seite 17:

Glühend im goldenen Abendschein  
 Ruhen die Wiesen und Wälder;  
 Frischer Athem aus schattigem Hain  
 Streift über wogende Felder.  
 Bläulich wiegt sich im duftigen Hauch  
 Blühender Flachs in der Kunde —  
 Sehrende Seele, nun ruhe du auch,  
 Freu dich der friedlichen Stunde!

Glühend im goldenen Abendschein  
 Schwanfen die wallenden Halme;  
 Auf das dämmernde Erdenfein  
 Neigt ein Engel die Palme.  
 „Heilige Scholle, schenke uns Brod!“  
 Beten die Kinder der Erde;  
 Gott im scheidenden Abendroth  
 Haucht sein unsterbliches Werde!

Mag auch unter der Glätte der Form bisweilen der Inhalt verschwinden; immerhin fordert die Melodik dieser hinreißenden Rythmen auf, an solchen Gedichten Studien des Wohllauts anzustellen, den belebenden Wechsel aller Vocale und Diphthonge im Reim, die Bevorzugung der vollen, kräftigen Vocale „a“ und „o“ vor dem im Deutschen leider so häufigen matten „e“ und dem spitzigen „i“ zu beachten. Bei maasfvoll mitwirkender Alliteration sind unter den Consonanten die eine leichte Bewegung symbolisirenden Liquida „r“ und „l“ besonders charakteristisch für die Harmonie von Gehalt und Darstellungsweise verwandt worden; in der ersten Strophe auch das „bl“, „fl“ und „fr“, das, wenn wir uns hier in Muthmaasungen ergehen dürfen, einen milden, rasch überwundenen Widerstand lautlich abbildet.

Diese Berufung auf Hypothesen der Linguisten und Lautphysiologen wird Niemand für eine erschöpfende Wiedergabe dessen halten, was uns eigentlich an Sterns Eurythmie entzückt. Wer meint denn auch dadurch des Dankes gegen den Künstler quitt zu sein! — Ueber welche reiche Fülle von bald einwiegenden, bald aufrüttelnden Melodien des Tonfalls unser Autor verfügt, bewundern und genießen wir erst nach Gebühr bei der Vergleichung einer Reihe von Dichtungen. Es sei daher gestattet, noch eine anzuführen („Ausgewählte Gedichte“ S. 88):

Die Sonne gleitet längs des Weinbergs Wand,  
Im Abend lächelt schlummerschön das Land.

In purem Golde glüht das junge Laub,  
In Apfelflüthen tanzt der Sonnenstaub.

Und Schatten klimmen über Wald und Alee.  
Ein Silberspiegel, lächelnd träumt der See.

Und wie im West das Abendroth verglüht,  
Ist dunkelschön der Sternenkelsch erblüht.

Die Wimper sinkt, die Schleierdecke fällt,  
Und Friede duftet in die müde Welt.

Schon diese wenigen Muster drängen zu einer Beobachtung, die bei fortgesetzter Lectüre Stern'scher Gedichte sich immer wieder bestätigt:

Die moderne Sprache hat einen Hang zur Vereinfachung des Stiles, der so weit geht, daß in manchen Gedichten (z. B. „Ausgewählte Gedichte“ Seite 173 „Gottfried Keller“ und Seite 197 „Ahnung“ und vielen anderen) jede Zeile für sich einen Satz bildet, also nur noch Hauptsätze existiren; auch die einfachsten Nebensätze, indirecte Rede und Relativconstruction kommen somit in den meisten Poesien garnicht mehr vor; häufig aber wird das elliptische Aneinanderreihen von Hauptworten ohne Zeitwort. Es liegt freilich im Wesen der menschlichen Rede, daß bei allen Völkern und von jeher die Poesie sich eines einfacheren Satzbaus befleißigt hat, als die gebildete Prosa. Wer sich aber die Mühe nimmt, von dem complicirten Gefüge Shakespeare'scher Sonette und von Bürgers besten Schöpfungen (z. B. „Heloise an Abailard“) bis zu den Gesängen unserer Tage den Weg zu durchlaufen, sieht deutlich den rapiden Fortschritt bis zu einem lyrischen Telegrammenstil, der dem Geiste des Zeitalters, wo man wenig Zeit hat, der keuchenden Eile unseres Jahrhunderts so ganz entspricht, wie die aus Aphorismen zusammengesetzten philosophischen Werke, und durch

seine Kürze den Vorzug bietet, daß ich bereits bei der dritten Zeile das volle Recht habe zu vergessen, was in der ersten Zeile stand. Denn jede Zeile bringt etwas Frisches und Apathes, fügt aber für den Leser, der doch etwa zufälligerweise die Gewohnheit des langen Gedächtnisses haben möchte, einen kleinen Strich oder ein Farbentüpfelchen nach dem anderen zu dem ganzen Bilde. Außerdem erweckt diese moderne Kurzathmigkeit zuweilen noch die vortheilhafte Vorstellung eines Andranges überwältigender Leidenschaft. Je einfacher übrigens die Lyrik in grammatischer Beziehung wird, um so künstlicher wird sie in malerischer; und hier hat man vielleicht mit Recht Stern den bedeutendsten lyrischen Farbenkünstler der Gegenwart genannt. Die verschiedenen Mittel, denen er solche Erfolge verdankt, wird man deshalb nicht für eine Vergrößerung ästhetischer Aufgaben oder ein Herabsinken in niedere Sphären halten, weil sie mehr oder weniger darauf gerichtet sind, die Sinnenwelt zur Hilfe zu rufen; denn zwischen Aesthetischem und Sinnlichem läßt sich überhaupt keine feste Grenze ziehen; und mit dem Ausdruck „grobsinnlich“ drücken wir eigentlich nur die Verlegenheit aus, in die wir gerathen, sobald es gilt, die Sinnlichkeit, die wir von der Kunst verlangen, von der Sinnlichkeit, die wir ablehnen, zu unterscheiden.

Einer der Kunstgriffe in dieser malerischen Wirkung, Das, was man im engeren Sinne die Farbenpracht nennt, besteht, wie sich an Sterns Werken beobachten läßt, heutzutage darin, daß in geeignetem Wechsel der Reihenfolge lauter angenehme Dinge genannt werden, d. h. Dinge, die angenehm zu sehen, zu hören oder zu riechen sind; dann muß die obschon dumpfe Rück Erinnerung an diese bunte Musterkarte von abgelesenen Sinnesgenüssen — wofern sie nur einigermaßen zusammengehören — schließlich doch auch eine angenehme Gesamtwirkung hinterlassen. Nicht das Auge allein, sondern alle Sensorien sind in der Vorstellung sanft gereizt worden. Ganz und gar hat die Gefühlsdichtung diesen Sinnentzgel freilich niemals entbehren mögen; allein der ältere Brauch bestand doch mehr in einer gewissen objectiven, scheinbar fast gleichgültigen Zusammenstellung von solchen Zügen aus der Natur, welche die Phantasie dazu anregen, sie zu einer Totalität zu ergänzen. Dabei konnte oft der einzelne Zug in Hinsicht der Sinnlichkeit werthlos sein; der Dichter schien sich wenigstens hierum nicht zu kümmern; wenn nur die angefachte Selbstthätigkeit der Imagination dem Leser oder Hörer zu der eigenthümlichen Freude am Bilden verhalf: plastisch nennt man deshalb den Eindruck solcher Schilderungen. — Also

die einzelne Linie brauchte nicht immer schön zu sein, denn sie hatte ihre Bedeutung im Ganzen; und zwar so, daß zum Ganzen auch die vorstellenden Kräfte in uns hinzugerechnet wurden. Die neue Methode, bei der an Stelle des Umweges durch ästhetische Perception eine directere Einwirkung auf die Sinneswerkzeuge getreten ist, führt aber — wie man gestehen muß — leichter und sicherer zum Ziel. Sicher, aus demselben Grunde, aus dem das Lesen eines Menu manchem Behagen bereitet, und aus dem orientalische Märchen dem Volke und Kindern schon dann immer wohlgefallen, wann recht viel Ducaten, goldgestickte Kleider, Sorbet und eingemachte Früchte vorkommen. Eine Musik, in der lauter so liebe Worte sich aneinander reihen, wird doch meistens schön gefunden. Daher ergögen wir uns auch bei folgenden Versen von Stern:

Der Frühlingsregen trieft mir auf's Haupt,  
 Ein Falter umgaukelt den Wein;  
 Die jungen Buchen stehn hell belaubt  
 Und sprühen in Glanz und Schein. („Nebensonnen“ S. 38.)

Denn der um das Weinlaub flatternde Schmetterling ist gewiß eine hübsche Vorstellung und besonders erquickend für den armen Großstädter. Gern vergift man dabei den Anachronismus, daß im triefenden Regen der Falter nicht „gaukelt“, sondern still sitzt und sich verkriecht. Ist er nur nebst recht viel anderen bunten Dingen an dem Leser vorübergeflogen, so entscheidet man, das Gedicht sei farbenprächtig: ein Costümfest bei bengalischer Beleuchtung!

Die Hauptsache in aller Lyrik bleibt jedoch immer die psychologisch berechnete Gemüthsbewegung, deren Verfahrensweisen sich ebenfalls besonders bequem an Sterns Hervorbringungen studiren lassen.

Zur akademischen Correctheit des echten Naturgedichts gehört es, daß erstens einzelnes Reale gegeben und dann zweitens ein Schritt hinüber gethan werde zum Allgemeinen, zu dem um uns und über uns waltenden Reich des Idealen: gewissermaßen die Nutzenanwendung, die Deduction aus den Bildern der Wirklichkeit. Je näher dem Interesse und Gefühl eines jeden, um so ergreifender ist dieser Hinweis. Deutlich ausgesprochen zu werden braucht deswegen aber bekanntlich noch nicht dieses Ausklingen in den Saiten des Herzens: des Lyrikers höchste Leistung ist eben — wie meist bei Göthe — das bloße Anregen der Seele zum Durchfühlen der höheren Idee, die selbst unausgesprochen bleibt. Denn erst dabei wird der

Leser sich einer divinatorischen Thätigkeit seines eigenen Geistes bewußt: er erräth die congenialen Schwingungen der Dichterseele; und daß ihm Das gelungen ist, erhebt ihn. Bei diesem Proceß erscheint leicht der so erschlossene abstractere Gedanke als etwas Unfägliches, als etwas, das zu sublim und heilig ist, um von menschlichen Lippen mit schlichten Worten gesagt zu werden; als etwas, das zu subtil und zart ist, als daß die profanen Ausdrücke der Sprache es fassen könnten: nur im Echo des Herzens lebt es. Am feinsten scheint es uns, wenn ein leiser Ton dieser Sphärenmusik durch das ganze Gedicht mitklingt; am frappirendsten aber jedenfalls, wenn die Wirkung auf den Schluß verlegt wird; weil das dem wirklichen Verlauf der lyrischen Stimmung wol auch am ehesten entspricht: der schwärmende Blick zieht dahin über die Erscheinungen der Natur, wie sie um ihn ausgebreitet sind; und dann erfolgt — immer nach dem Schema von Göthe's „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“ — die Heimkehr in die eigene Brust. — Die Emphase, die stärkste Partie, mag mitunter erfolgreich wohin anders als an den Schluß gesetzt werden; den allgemeinsten Gedanken als Facit des Ganzen, ist es rathsam, immer an die letzte Stelle zu placiren.

Da jeder, der Verse macht, längst bemerkt hat, wie sehr die Wirkung lyrischer Ergüsse von der Einhaltung obiger kleiner Regeln abhängt, so gehört es jetzt zur Mechanik der Poeterei, nicht aber zur sog. „Wahrheit der Empfindung“ den Schlußeffect richtig zu formiren. Nämlich — um präciser zu reden — entweder so, daß im Verlaufe der Dichtung zuerst nur einzelne Bilder, Thatsächlichkeiten aufgeführt zu werden scheinen, und dann zuletzt, wie mit einem Blitzstrahl das ganze vorhergegangene Gemälde beleuchtet, der Zusammenhang der einzelnen Theile hergestellt wird und so mit einem Male der Sinn des Ganzen herauspringt. Solch ein Gedicht kann bisweilen auf ein einziges Wort aufgebaut sein. Oder es ist so, daß schon mit dem Fortschritt der Dichtung die Obertöne erkennbar mitklingen, in allmählicher Steigerung anschwellen; gleich als ob das Gähren in der Brust des Dichters — und des mitfühlenden Lesers — von Stufe zu Stufe gewaltiger werde und zuletzt nicht wie im ersten Falle eine Ueberraschung, ein elektrischer Schlag erfolgt, sondern in einem allseitig vorbereiteten schönen allgemeinen Gedanken (wie bei Schillers „Idealen“) die Wellen sich wieder glätten.

Diese letztere Art von Naturgedichten richtig aufzubauen, gelingt viel schwerer, weil sie den Jünger Apollo's zwingt, von Anfang an und in

jeder Strophe Gedanken zu haben und etwas Bedeutsames zu verkünden; sie steht aber bei uns nicht so hoch im Preise, weil sie die Nerven nicht so erschütteret. Hingegen die erste Methode bietet den wichtigen Vorzug, daß man in der Schilderung mancherlei Bilderchen, Lichtreflexe und Farbenflecke unterbringen kann, für die man sonst keine Verwendung hat; gesetzt, daß nur zuletzt ein großer Spruch erfolgt. Denn wenn es bei Stern, wie wir sahen, zum Schluß heißt:

„Gottes lobende Altäre  
Rufen mich zum Nachtgebet“,

wer wagt dann in diesem heiligen Augenblicke, beim Anlegen solchen hieratischen Ornaments zu forschen, ob jeder vorhergehende Vers der Andacht richtig praeludirt hat? Ja selbst wenn, wie in der „Waldschmiede“ („Ausgewählte Gedichte S. 256) die Schlußworte: „Und im Herzen da dehnt sich ein Sehnen“, durch nichts von Allem, was vorausging, gerechtfertigt sind und ebenso gut jedem beliebigen anderen Landschaftsbilde hätten angehängt werden können; so fragt sich der nachsichtige Leser auch hier kaum, wo die Andeutung aufhört und das Nichtsbedeuten anfängt, sondern sagt: „Gott sei Dank, daß es sich wenigstens jetzt im Herzen dehnt! es wäre mühsam gewesen, das alles unter einen Nenner zu bringen; jetzt aber ist es entschieden stimmungsvoll!“

Eine Calculation der Gedichte auf den starken Eindruck, den die letzten Worte machen sollen, ist auch bei einem anderen baltischen Dichter der Gegenwart, bei Christoph Mickwitz sehr hervorstechend. In ihm, besonders aber an Stern, der diese Vorschriften noch consequenter einhält, läßt sich beobachten, wie empfehlenswerth es ist bei den großen Sentenzen, welche die Stimmung machen sollen und mit denen der Dichter sich jedesmal verabschiedet, einen der erhabensten Begriffe, ein Ziel unsrer Sehnsucht anzubringen, z. B. die Worte „ewig“ oder „unsterblich“ einfließen zu lassen. Da sich doch nicht alles citiren läßt, wollen wir zum Belege dafür nur aus den ersten neun von Stern's „Ausgewählten Gedichten“ die letzten Worte anführen.

Seite 2 O Ewigkeit, dein kalter Kuß!

Seite 4 Schaue euch ewige Sterne, spielend im Wellentanz;  
Doch wie so ferne, so ferne strahlt euer Glanz!

Seite 8 Und zurück in Ewigkeit.

Seite 11 Traumschön das Urbild der Unsterblichkeit.

Seite 13 Trage die duldbende Seele in's Weltall!

Seite 14 Und taumeln in die Ewigkeit.

Seite 16 Wälzt sich deine Welt im ew'gen Raum.

Seite 17 Haucht sein unsterbliches Werde.

Seite 19 Zur ewigen Ruhe geh'n. u. s. w.

Unter neun Gedichten ist also nur eines, das nicht mit „ewig“ oder „unsterblich“ schließt. Ähnliche Resultate würde eine Statistik auch bei den späteren Sammlungen Stern'scher Gedichte liefern.

Häufig werden herrliche poetische Wirkungen zum Abschluß der Naturbetrachtung oder Reflexion durch Das erzielt, was man in der Stilistik Prosopopöie nennt, also durch die Personification resp. Verkörperung entweder eines abstracten Begriffes oder eines unbelebten Gegenstandes; etwa eines Gegenstandes, der vor Kurzem im Verlaufe der Schilderung in seiner eigentlichen Bedeutung genannt worden ist und nun — durch die Metonymie — ein Doppelbaisein gewinnt. Auch in diesem Verfahren erweist sich Stern als ein Meister und versteht es oft schon im ganzen Flusse des Gedichtes mit Feinheit und Geschick auf diesen Ausklang vorzubereiten. Nur die Lecture zahlreicher Dichtungen könnte, was wir meinen, hinreichend erläutern; da wir den Dichter doch nicht so ausplündern dürfen, führen wir als Nothbehelf einige Schlußverse an. Aus „Nebensonnen“ S. 19:

Schwebend durch den fernen Raum,  
Scheu auf weichen Sohlen,  
Staumend hat sich mir der Traum  
Tief in's Herz gestohlen.

Aus dem „Ersten Frühling“ Seite 23:

Und über knisternden Meeresand  
Streift hinter mir unverwandt  
Als ein grauer schleppender Seidenflor  
Die Neue, daß ich mich selbst verlor.

Aus den „Ausgewählten Gedichten“ Seite 64:

Klirrend springt das dunkle Thor  
Von dem Blüthenregen,  
Und hinein im Jubelchor  
Rauscht der Frühlingsfegen.

Seite 169:

Ich schreite längs dem Wiesenfaum  
In Thau und Sternenschein;

Tief aus dem See ein holber Traum  
Staunt mir in's Herz hinein.

Seite 29:

Weit, wie in Orgellängen, schwimmt  
Im Frühroth mein Gedicht;  
Denn wo der Geist die Saiten stimmt,  
Da jauchzt das ew'ge Licht.

Jetzt entsteht vielleicht die Frage, ob das, was hier geschah, auch zulässig ist? Heißt das nicht zerpflücken, zerstückeln, aus dem Zusammenhange reißen? Darf man an dem Herzen des gebenedeiten Sängers so unehrerbietige Secirübungen anstellen? — Abgesehen davon nun, daß hierbei hauptsächlich der Geschmack der Zeit eruiert werden soll, kommt es eben darauf an, ob die Schlußworte wirklich aus dem Vorhergehenden herausgewachsen, das Ganze aus einem Gusse geschaffen ist, oder ob diese jedesmalige letzte *captatio benevolentiae* bisweilen und öfter mehr äußerlich wie eine Verzierung angeleimt ist. In diesem schlimmen Falle hätte der Dichter es sich selbst zuzuschreiben, wenn Das, was nicht organisch verbunden war, von der Kritik gelöst und „*disjecta membra poetae*“ vor dem Publicum ausgebreitet worden. Er hatte dann vermuthlich selbst nicht scharf genug auf das Flüstern des Genius gelauscht, sondern aus seinem Vorrath, aus dem Zettelkasten mit der Vignette „Schlußeffecte“ das Passende herausgesucht.

Zugestanden wird so etwas selten, allein das Experiment der Rechenprobe, ob es einem Dichter passirt ist, wäre möglich und bestände darin: zuzusehen, ob sich wol diese Schlußeffecte von ungefähr bei zwei Gedichten vertauschen lassen. Z. B. das Gedicht auf Seite 51 („Ausgewählte Gedichte“) schließt mit den Worten:

Zur Seele spricht im Traumgesicht  
Der Heimath Klang;  
Du Quellenlicht im Weltgedicht,  
Dir gilt mein Sang!

Nun wäre es nicht ganz so hübsch aber doch auch erträglich, wenn wir sagten:

Zur Seele spricht im Traumgesichte  
Der Heimath wunderholber Sang;  
Und auch der Sehnjucht leises Lallen  
Es ist im Weltgedicht ein Klang.

Hiermit haben wir jedoch den Schluß eines anderen Liedes an die Stelle gesetzt, nämlich von Seite 20 l. c., wo die letzten Worte lauten:

Und auch der Sehnsucht leises Kallen,  
Es ist ein Klang im Weltgedicht.

Solche Verwechslungen der letzten Verse lassen sich bei Stern leicht in Menge vornehmen, wenn man sie nur dem verschiedenen Rhythmus und Reim ein wenig anschniegt. Manchen Dichtungen läßt sich auch eben so gut ein ganz anderes Ende geben. In dem „Sonntagmorgen am Zürichsee“ (Ausgewählte Gedichte“ S. 157) heißt es sehr begeistert von der zweiten Heimath des Dichters:

.....  
Goldne Sonne, Glockenklänge, zitternd auf dem blauen See,  
Grünbelaubte Bergeshänge, Gärten tief im Blüthenschnee;  
Weiße Segel auf der klaren, unergründlich tiefen Fluth,  
Fern die ew'gen wunderbaren Alpen in der Morgengluth: —  
Alles habt ihr Schweizeröhne, was ein Dichterherz begehrt, —  
Wahrheit nur eure beste Schöne, haltet eure Freiheit werth!

und zum Schluß der ersten Hälfte des Liedes ist ebenfalls von Freiheit die Rede, aber ebenso willkürlich; daher wollen wir nicht untersuchen, ob es nöthig war, daß unser junger Landsmann der alten Republik diese ernste Mahnung zurief, sondern statt des Appells an die Freiheit folgenden Schluß proponiren:

„Alles habt ihr Schweizeröhne, was ein Dichterherz begehrt, —  
Dank, daß alles dieses Schöne, ihr zur Heimath mir bescheert!“

Oder etwa:

„Zu besingen all' dies Schöne, bin ich bei euch eingekehrt.“

Derartige Versuche, dem Dichter nachzuhelfen, wird mancher für ebenso überflüssig erklären, wie folgende Verse, mit denen ein Philosoph Goethe's „Erkönig“ vervollständigen, gewissermaßen mit einem visum repertum versehen wollte.

Und als sie dann zu Hause gar  
Nachsah'n, was dem Kinde geschehen war,  
Da fand es sich, doch allzu spät,  
Daß ihm der Hals war umgedreht.

Es ist aber doch nicht ganz dasselbe; denn der Umstand, daß solch ein willkürlich variabler Abschluß der Betrachtung sich bei Stern an nicht

wenige Gedichte ansetzen läßt, weist auf eine Eigenthümlichkeit des heutigen Geschmacks hin und kennzeichnet überhaupt das Compositionsprincip unserer Naturdichtung, nämlich das — auch auf dieses Gebiet ausgedehnte — durchaus moderne Princip der Arbeitsheilung: einen wichtigen Fortschritt der Technik. Etwas anderes ist es, die photographische Aufnahme des Landschaftsbildes vollziehen, und wieder etwas anderes, den zu beherzigenden Vers drunter setzen. Das eine Mal ist man mehr zur Malerei aufgelegt, das andere Mal zu Sentenzen. Weßhalb sollen also nicht die Zeiten, die Stimmungen und zur Noth die dichtenden Köpfe in beiden Fällen verschieden sein?

## II.

Victor von Andrejanoff<sup>1)</sup> erinnert in seinen Dichtungen vielfach an seinen Zeitgenossen Moritz von Stern; auch seine besten Leistungen gehören der Naturdichtung und Erotik an; auch er bekennt sich in ihnen zu einem aufgeklärten Pantheismus; nur daß die Ueberzeugungen in seinen Poesien eine bestimmtere Färbung gewonnen haben und sich dem Geiste der indischen Religionen nähern: einem Geiste, der offenbar durch die Beschäftigung mit der indischen Sprache dem Dichter heimisch geworden ist. Als Beleg möge folgende Stelle dienen („Ein Büchlein Lyrik“ S. 73):

In den Millionen Sternen, die am Himmelszelte brennen,  
Wie im kleinsten Wassertröpfchen lerne du dich selbst erkennen!  
Aus dem gleichen Stoff gewoben ist, was ist, im Weltenall,  
Und derselbe Geist durchzittert Menschenherz und Sonnenball.  
Aus des Thieres stillem Auge winkt er dir unhörbar zu,

1) Victor von Andrejanoff's Werke.

- 1879 Dichtungen.  
1880 Am Kaiserth. Localsatire in Versen. (Pseudonym: Livonius.)  
1880 Julian der Abtrünnige. Epische Dichtung.  
1881 Dem Zar-Befreier, Requiem.  
1882 Zum Licht! (Gedichte.)  
1884 Eisenbrautfahrt, Märchen.  
1884 Chopin, Sonnette.  
1886 Ein Büchlein Lyrik.  
1887 Die Religion des Erbarmens, nebst Anhang von Gedichten.  
1890 Neue Weisen (Gedichte).  
1892 Beethoven, Dichtung von Wsewolod Tscheschichin, deutsch von Victor von Andrejanoff.  
1893 Aus der Stadt und vom Strande. (Gedichte.)

Flüstert aus des Waldes Wipfeln, aus der Quelle: „Das bist du!“

Diesen Geist, den ew'gen hehren, der den todtten Stoff belebt,  
Lern als „Gott“ begreifen, ehren, wo er immer wirkt und weht!

Wenn aber in mancher Beziehung und besonders in dem äußeren Erfolge seiner Wirksamkeit Andrejanoff hinter Stern zurückgeblieben ist, so hat man Dies gewiß nicht allein der ursprünglichen Beanlagung zuzuschreiben, sondern auch den verschiedenen Umgebungen, socialen Einflüssen und Lebensschicksalen. Unsere nordische Heimath mit ihrem trüben Himmel, ihrer kargen Vegetation und ihrem rauhen Klima: wie wenig fordert sie dazu auf, in schwärmerischer Bewunderung die Herrlichkeit der Schöpfung zu besingen? Wie schwer ist es zu vermeiden, daß die Producte langer Winternächte gleich Kellergewächsen einen bleichen Schimmer bekommen, daß die Laute in der Stille einer einförmigen Natur monoton klingen? Wie darf man erwarten, daß aus solchem Boden die drängende Fülle und Mannigfaltigkeit glücklicherer Zonen hervorsprießen?

„Maßen die Hindin keine Löwen säugt,

„Noch auch die Taube Falk und Adler zeugt,“

(Chè la damma non genera il leone,

Nè le colombe l'aquila o il falcone) würde Ariosto sagen.

Noch wichtiger und förderbarer ist wol für das junge Talent Das, was im eigentlichen Sinne Anregung genannt wird und was der Künstler der baltischen Provinzen kaum vom Hörensagen kennt. Die Menge der Fachgenossen, die den Schriftsteller dort „draußen“ umgiebt, die ungezählten Brüder in — ja wie heißt der Gott der Tinte? — mit denen er dort bald in freundlichen, bald in feindlichen Contact geräth, gehören im Ganzen genommen nicht gerade zu den „besten Kreisen.“ Es ist oft so etwa die Gesellschaft, die bei Gottfried Keller („Die mißbrauchten Liebesbriefe“) den strebsamen Victor Störteler so herzlich im Wirthshaus empfing, und die von einem so einsichtsvollen Kellner bedient wurde. Manchem soliden Anfänger mag in diesen gemischten Regionen eigenthümlich zu Muth werden, und er murmelt wol resignirt den Hexameter: *furfure se miscens porcorum dentibus estur*; denn das ist das caudinische Joch, das der junge Literat meistens passirt. Aber auch hierbei fehlt es nicht an Anregung; Talente und künftige Ritter vom Geiste kommen gewiß auch in dieser Gesellschaft vor, und selbst der Zanf und Hader im Wettbewerbe wirkt belebend, übt Kritik, schärft den Blick für kleine Mängel, für die Anforderungen der öffentlichen Meinung und spornt den aufwärts strebenden Dichter bei Allem,

worin er sich versucht, das Neueste zu leisten, was ihm nur irgend möglich ist; während es bei uns wol kaum vorkommt, daß der Künstler zu einem Gedankenaustausch mit Seinesgleichen Gelegenheit hat und nur gerüchtheilweise im Publicum verlautet, dieser oder jener „dichte“. Eine gewisse verschämte Sprödigkeit der Gesellschaft übt außerdem unvermerkt einen Druck auf den Literaten. Denn wo nicht jeder reden kann, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, kann auch nicht jeder schreiben, wie ihm die Feder läuft: der Redner, wenn er seine Sache versteht, darf nicht über die Köpfe der Versammlung hinweg reden, sondern muß die Beschaffenheit des Publicums, an das er sich wendet, im Sinne behalten. Ebenso, mag nun der Schriftsteller sich davon Rechenschaft ablegen oder nicht, er wird immer, wenn er überhaupt schreibt um jemals gedruckt zu werden, von dem Gedanken an sein Publicum beeinflusst; von dem Gedanken an Das, was dieses Publicum vertragen kann und wovon es verlegt wird. Auch dieser stille Gedanke — oder sollen wir ihn ein instinctives Tactgefühl nennen — trägt dazu bei, den baltischen Künstler in der Freiheit seines Wirkens zu beengen. Im Auslande dagegen mag wirklich jeder schreiben, wie ihm gutdünkt: er wird immer irgend ein Publicum finden, dem diese Kost gerade mundgerecht ist. Das ist der Vortheil der Freiheit, der den Künstler allerdings manchmal erröthen läßt, über Das, was irgend einmal seiner Feder entfuhr, der ihn jedoch im Allgemeinen nicht hindert, später mit gereiftem Geschmacke unter den Gährungsproducten seiner Jugend eine so geschickte Auswahl zu treffen, wie z. B. Stern, als er in seinen „ausgewählten Gedichten“ alle bisher erschienenen werthvolleren Erzeugnisse vereinigte.

Stellt man die Werke von Stern und Andrejanoff einmal neben einander, so kann man nicht umhin, die ganz praktische und daher anstößige Seite des Literatenthums zu berühren: sie öffnet uns erst die Augen über Das, was zum Erfolge nöthig ist. — Wie dürftig nehmen sich nun neben der glänzenden Ausstattung von Stern's zum Theil sogar illustrierten Prachtbänden, die bescheidenen, schwindfüchtig dünnen Heftchen aus, in denen die inländischen Verleger Andrejanoff's Gedichte veröffentlicht haben! Erst im Auslande weiß der Verleger seines Amtes zu walten und den allmächtigen Hebel der Reclame anzusetzen; dort schickt man beim Erscheinen der Schrift hunderte und aber hunderte von Freieemplaren an Zeitungen, Zeitschriften und Kritiker, ja man schickt ihnen selbst Bettelbriefe in's Haus, damit sie sich nur „äußern“. Wie gut sich Stern's Verleger darauf verstehen, die Lärmtrommel zu rühren, ist daraus zu sehen, daß fast jedem Bande seiner Werke

ein dickes Convolut von panegyrischen Besprechungen seiner Erzeugnisse angeheftet ist, wie sie in verschiedenen Journalen erschienen und von dort abgedruckt worden sind. Ja sogar an den Verfasser gerichtete Privatbriefe schmeichelhaften Inhalts werden dort veröffentlicht. Wie peinlich muß unserem jungen Landsmann dies markttschreierische Gebahren der Verleger sein; denn der Balte ist doch von anderem Schrot und Korn und ehrt die altfloländische Devise: *Nec quid temere, nec quid timide.* — Doppelt peinlich muß ihn das berühren, da einige seiner Schriften in einem Verlage erschienen sind, welcher sich „Stern's literarisches Bulletin der Schweiz“ nennt; so daß der Unkundige zu dem Gedanken verführt werden könnte, der Dichter sei selbst sein Verleger und Herold gewesen.

Alle diese Vortheile hat Andrejanoff entbehren müssen; und einzusehen, was ihm damit entgangen, wäre, glaube ich, richtiger gewesen, als, wie er es thut, über die Theilnahmlosigkeit des baltischen Publicums zu klagen. In jedem Falle wird das baltische Publicum ihm dankbar sein, daß er sich durch die Mißgunst der Verhältnisse nicht hat entmutigen und davon abhalten lassen, an der Ausbildung seiner dichterischen Eigenart zu arbeiten und die Heimath mit den zarten und anmuthigen Schöpfungen seiner Muse zu erfreuen. Zartheit und Anmuth läßt sich freilich nicht von Allem rühmen, was Andrejanoff geschrieben hat. So sehr auch bei der gediegenen Bildung und dem hohen Fluge der Gedanken, die unsern Dichter kennzeichnen, seine Neigung zur Reflexionspoesie Anerkennung und Förderung verdient, so kommt es uns doch so vor, als ob sie bisher noch keine ganz reifen Producte aufzuweisen hätte, als ob seine Phantasie hierzu noch nicht ganz flügge wäre, als ob es ihm bisher noch nicht gelungen wäre, seine Ideen so spielend leicht wie Stern anschaulich (d. h. sinnlich und lebendig) zu gestalten. Zum Theil mag dies daran liegen, daß Andrejanoff's Probleme mitunter tiefer sind. Wir geben als Probe („Aus der Stadt und vom Strande“ S. 18) eine Stelle aus einem längeren Gedicht:

Ich glaube nicht an solche Utopie,  
 Wenn ich sie auch bewundern kann und lieben.  
 Mir sagt der Sterne ew'ge Harmonie  
 Von klug und stark beherrschten Einzeltrieben.  
 Der Sirius wird zum Orion nie,  
 Was er einst war, das ist er stets geblieben.  
 Groß ist's und echt, das Ich sich zu erhalten  
 Im Kampf mit allen kosmischen Gewalten!

Doch schön ist's, Ruh nach solchem Kampf ersehnd,  
 In's Holde Du, in's All hinabzutauchen,  
 Sich Eins mit Sonne, Mond und Sternen wähdend,  
 Im Aether seine Seele auszuhauchen!  
 Die Sternenspfade, grenzenlos sich dehnend,  
 Bis sie gleich Wölkchen Dampfs verwehn, verrauchen,  
 Sind Runenschrift von meinem Doppelwesen:  
 „Allsein und Ichsein“ steht darin zu lesen. . . .

Als durchgehender Zug, welcher Andrejanoff's Dichtungen charakterisirt, tritt eine Neigung zur Weltflucht hervor, oder — noch mehr — eine unwillige Abkehr von dem irdisch menschlichen Treiben in der Gestalt, wie es thatsächlich beschaffen oder dem Verfasser bekannt geworden ist. Es ist, als ob zwischen dem Geiste, aus dem diese Lieder geboren sind und jeder sinnlichen Wirklichkeit als Culturproduct ein unverföhnlicher Zwiespalt eingerissen wäre, der es dem Dichter auf vielen Gebieten unmöglich macht, aus dem bunten und oft trüben Gewirr der Erscheinungen unserer Bildungswelt das Unvergängliche siegreich herauszuheben und den unreinen irdischen Stoff zu werthvollen Symbolen eines unsichtbaren höheren Seins zu verklären. Eine ähnliche Stellung zum Leben kam zuweilen bei den Anhängern der sogenannten romantischen Schule vor; so schreibt Karl Immermann in dem Vorspiel zu seinem „Tristan und Isolde“:

Die Welt, die draußen sich vermiszt,  
 Gehört nicht eigen mir, das wiszt.  
 Ich lasse die da draußen schalten,  
 Läßt sie die meine mich behalten;  
 Die draußen führt ein laut Geschrei  
 Und regt viel tausend Arm' und Hände;  
 Mit Dichten, Trachten, Schelmerei  
 Beginnt sie stets, bringt's nie zu Ende,  
 Indeß, vollendet im Gemüth  
 Vom Urbeginn, die andre blüht!

Die Wunderros' im Wunderthale,  
 Gefüßt vom ersten Sonnenstrahle! — . . .

Diese Stimmung scheint jedoch bei den Romantikern eher zu dichterischen Zwecken künstlich erzielt und somit nur zeitweilig angenommen, als im Naturell begründet zu sein.

Gewiß nicht alle Gebiete verschließt dem Dichter diese Weltentfremdung, aber doch sehr viele; denn so oft uns auch Andrejanoff, gleichsam sich selbst ermannend, versichert: er flüchte aus der irdischen Gemeinheit und vor der „blöden Menge“ in das beseligende Reich der Formen, Farben, Düfte und holden Klänge, in das Reich der Schönheit und finde dort sein Glück; so darf man doch nie vergessen, daß von Kunst nur so lange die Rede sein darf, als wir uns auf dem Boden der Sinnlichkeit befinden und mit klammernden Organen an ihm halten. Wenn nicht der Künstler mit Lust und Liebe zuerst bei dieser Sinnenwelt verweilt hat, sich in sie zu versenken und sie auszukosten versteht; so kann die höhere Deutung dem poetisch Geschauten gar nicht entnommen werden. Es genügt also nicht in ein imaginäres Reich der schönen Formen, wie in ein außermweltliches Territorium sich zurückzuziehen, um dort — ja an welchem Material? — in freiem künstlerischen Schaffen zu schwelgen. Nein, da alle Formen nur als human verständliche Sinnbilder schön werden, verläuft sich unsere Betrachtung in die Frage, welche Gebiete, oder wie man früher zu sagen pflegte „Provinzen“, auch dann noch dem Dichter als Spielplatz seiner Phantasie, ja als fruchtbares Feld seiner Thätigkeit offen stehen, wenn er aus innerer Aversion gegen irdisches Treiben, für das intelligente Menschenleben, das ihn umgiebt, nur barsche Proteste findet und sich folglich auch nicht darin gefallen wird, in den Erscheinungen der unbeseelten Natur Vorbilder einer ihm widerrwärtigen Culturwelt zu suchen? — Daß sein Reich „nicht von dieser Welt“ ist, sagt Andrejanoff ausdrücklich auf Seite 41 der Gedichte „Aus der Stadt und vom Strande“ ähnlich ist der Sinn des Liedes („Neue Weisen“ S. 14):

Hinter Nebeln weiß, hinter Wolken grau  
Liegt die Heimath, die Heimath mein;  
Hier wehen die Winde so rauh, so rauh,  
Dort leuchtet der Sonnenschein. . . . .

Das erinnert an das bekannte Gedicht „Eldorado“ von G. A. Poe, einem Künstler, der bekanntlich arg mit dem Leben zerfallen war, bei dem man aber sonst wol vergebens nach Analogien mit Andrejanoff suchen wird. „Eldorado“ schließt mit den Worten:

„Over the Mountains of the Moon,  
„Down the Valley of the Shadow,  
„Ride, boldly ride“,  
The shade replied, —  
„If you seek for Eldorado!“

Dies also scheint ein Hauptunterschied zwischen Stern und Andrejanoff zu sein: daß Stern in der Naturdichtung und Gedankenlyrik beliebige Tonarten anzuschlagen befähigt ist, daß er, in allen Sätteln gerecht und in allen Wässern gewaschen, keiner Stimmung und keinem Pathos sich unzugänglich zeigt, aus welchem mit einiger Geschicklichkeit für den Geschmack der heutigen Leserwelt etwas gemacht werden kann; daß dagegen die Poesie Andrejanoff's stark von Antipathien beeinflusst wird, durch jede Berührung mit dem realen Leben leidet und erst in einer Art weltfremder Einsamkeit sich wohlfühlt und mit Kraft und Würde entfaltet. — Um auf die oben angeregte Frage zurück zu kommen, so lassen sich, wofern wir uns in diesen Beobachtungen nicht täuschen, weitere Schlüsse ziehen, über die Grenzen, innerhalb deren Andrejanoff's poetische Thätigkeit — wenigstens bei seinen jetzigen Neigungen, — Aussicht hat auf Erfolg. Und den Beweis für die Stichhaltigkeit unserer Behauptungen würde dann eine Durchsicht Dessen abgeben, was ihm bisher besonders gelungen ist. Denn freilich hieße es von der Selbsterkenntniß des Künstlers zu viel erwarten, wenn man meint, er werde nur Das unternehmen, wofür er glücklich beanlagt ist: gerade die Widerspänstigkeit des ihm nicht geistverwandten Stoffes mag bisweilen einen neuen Antrieb abgeben, es immer wieder mit ihm zu versuchen.

Wirklich bleiben unserem Dichter auch nur einige Themata übrig, wo er dem verhassten Treiben der Welt leicht aus dem Wege zu gehen vermag. — Durchaus nicht das ganze Gebiet der Naturpoesie und Landschaftsdichtung bildet eine solche freie Domaine: nur eine Natur, welcher der Mensch immer ehrfürchtig fern bleibt, oder die — in eine ideale Region entrückt, nicht ohne Weiteres Sinnbilder für die Regungen der vulgären Menschlichkeit darbietet, nur die Natur in ihren flüchtigsten Phänomenen ist ihm genügend ätherisch und menschenunähnlich. Daher ist es wol nicht zufällig, daß er die ihm eigene Meisterschaft vorzüglich da offenbart, wo er den Wind besingt. Wir citiren den Anfang des Gedichtes „Süd-West“ („Neue Weisen“ S. 20):

#### Der Westwind.

Auf dem Schnee der Cordilleren gestern Abend noch ich ruhte,  
 Badend in der Tropensonne duftgetränktem Purpurbute,  
 Hauchend fühlen Lebensodem in das blüthenreiche, wilde,  
 Amazonenstrombespülte brasilianische Gefilde.  
 Aber als die Nacht vom Himmel stieg auf Mondenstrahlensprossen,

Sprang ich auf und kam, auf Blitzen reitend, in das Thal geschossen;  
 Mit der Sturmesgeißel trieb ich vor mir her die Wetterwolke,  
 Freude bringend Meer und Erde, Schreck dem armen Menschenvolke,  
 Ueber Städt' und Dörfer tausend auf dem Ross, dem flammehellen,  
 Bis ich niedertauchte brausend in des Oceanes Wellen.

Schmeichelnd hier mit leisem Finger strahlte ich der Wogen Locken,  
 Kränzte mein Gewand mit ihres weißen Schaumes Silberlocken,  
 Wiegte mich in sel'gen Träumen auf den blauen Spiegelfluthen,  
 Drin gleich lang versunknen Inseln, Mond und Sterne schweigend ruhten.  
 Mit des Mondes erstem Strahle aber stieg ich aus den Wogen,  
 Kam im goldnen Wolkenmantel über Berg und Thal gezogen,  
 Schwang mein nebelsehleiertheilend Schwert, das unsichtbare scharfe,  
 Schlag mit starker Hand die Saiten auf des Waldes Riesenharfe.

#### Der Südwind.

Aus den stillen Höhlen an des Atlas Hang,  
 Wo die Blumenwildniß nie ein andrer Klang  
 Als der Quellen Riesel, als der Vöglein Lied  
 Und des Echos Seufzen wehmuthvoll durchzieht;  
 Wo der Wüstendämon ruht von seinem Flug  
 Träumend unter Palmen neuen Siegeszug,  
 Und auf Bergeshöhen Fee Morgana baut  
 Ihre Wolfenschlösser, sonnenglanzbethaut, —  
 Ueber's todtensille rothe Wüstenmeer  
 Kam von leisen Flügeln ich getragen her:  
 Bringe Licht und Wärme, bringe Klang und Duft,  
 Schweb' wie Odem Gottes in der Sommerluft.

#### B e i d e.

Al' deine Schönheit mir liebend geselle,  
 Laß uns vereinigt schweben im Tanz,  
 Trinken aus unerschöpflicher Quelle  
 Bläue des Himmels und sonnige Helle,  
 Sind's auch nur Schatten von südlichem Glanz! . . . .

Die Dichtung „Herbst“ („Aus der Stadt und vom Strande“ S. 46)  
 gehört ebenfalls in diese Kategorie.

Ein anderes Refugium für den weltflüchtigen Dichter, wo die Ver-  
 bindung mit der gemeinen Wirklichkeit gründlich abgebrochen ist, bietet die

Region des Mythos und Märchens. Doch selbst hier muß für Andrejanoff Alles ausgeschlossen werden, was zu große Menschenähnlichkeit hat, Alles, was zu deutlich die Schranken verräth, in denen unsere Einbildungskraft sich zu bewegen gezwungen ist; den leidigen Umstand nämlich, daß der Mensch auch in den Träumen seiner Phantasie nur nach seinem Ebenbilde zu schaffen vermag. Das gewöhnliche Haus- und Volksmärchen hat schon so viel vom natürlichen Leben und so wenig von der Geisterwelt an sich, daß nur der Poet es wird behandeln können, welcher die gute Laune des Epikers mitbringt, dem wirklichen Leben nicht seine Existenzberechtigung abstreitet und mit Behaglichkeit sich dazu herabläßt, vom Hippogryphen zu steigen und auf einige Zeit den alten sündigen Adam wieder anzuziehen. Außerdem gehört zu einer längeren Geschichte die Gabe des Erzählens; und diese fehlt unseren beiden Dichtern.

Wie sich hiernach erwarten läßt, hat Andrejanoff nur solche märchenhafte und mythische Stoffe ansprechend dargestellt, die ganz in der duftigen Zaubersphäre der Elfen, Gnomen, Nixen und Feen sich abspielen; z. B. in der Sammlung „Ein Büchlein Lyrik“ Seite 9 „Die Elfenhöh“, Seite 42 „Die Waldfrau“, Seite 57 „Der Gnomenfürst“ und in den „Neuen Weisen“ Seite 49 „Das Märchen“. Unter den griechischen Mythen hat Andrejanoff nur die zartesten, gewissermaßen dem Geisterreich am nächsten verwandten, „Die Geburt der Liebe“ und die schon so oft behandelte Sage von Endymion sinnreich und grazios wiedergegeben.

Schließlich bleibt es einem Dichter von Andrejanoff's Neigungen auch noch unverwehrt die Liebe zu feiern, doch natürlich in ganz anderem Sinne als Stern es gethan hat. Nur die Venus Urania, die Himmels- tochter, die den Menschen gesandt ist zur Vermittelung der höchsten Lebens- gefühle, ist rein und hehr genug, um in der Dichterbrust keine Dissonanzen hervorzurufen. Welch schlichte und großartige Accorde er dort findet, wo er den Cultus der Natur mit dem der platonischen Liebe vereinigt, davon sei uns gestattet zwei Proben zu geben („Ein Büchlein Lyrik“ S. 45):

Willst an meiner Seite du zum Walde gehn  
 Und der grünen Weite holde Wunder sehn?  
 Komm, ich weiß ein Plätzchen, schattig, still und kühl,  
 Ruhe dort, mein Schätzchen, auf dem Nasenpfehl!  
 Erdenstaub und Lärmen bringt dort nicht hinein,  
 Nur die Bienen schwärmen still im Sonnenschein . . . . .

Hoch im Tannenbaume scheint ein Vögelein  
 Aus dem Mittagstraume aufgeschreckt zu sein;  
 Leis beginnt's zu singen, doch verstummt es bald:  
 Stimme lähmt und Schwingen Sonnengluthgewalt.  
 Wir auch wollen schweigend, erdenabgewandt,  
 Wang' an Wange neigend, ruhen Hand in Hand,  
 Wie zwei Waldesgeister, schuldlos, fromm und rein,  
 Die der große Meister hieß verbunden sein.

„Neue Weisen“ S. 11:

Wir saßen unter blühenden Syringen still beglückt,  
 Dem Sonnenstrahl, dem glühenden, durch dichtes Laub entrückt,  
 Wir hörten zu dem rauschenden Geplätscher der Fontäne  
 Und lockten leis' die lauschenden gefiederstolzen Schwäne.

Wie dufteten so wonnereich die Veilchen unter uns!  
 Wie wölbte sich so sonnereich der Himmel über uns!  
 In meine Arme schmiegest du den Leib, den blumenschlanken,  
 Und leis' dein Köpfcgen wiegest du in seligen Gedanken.

Wir sprachen nichts, — wir sehnten uns nach Blick und Herzschlag nur;  
 Wir wünschten nichts, wir wäbnen uns auf ferner Märchenflur.  
 Und hell wie Matthau feuchtete ein Thränlein deine Wange  
 Und schimmerte und leuchtete darauf noch lange, lange.

So muß die selbstentfagende, die wahre Liebe sein,  
 Die jauchzende, die klagende im Hoffnungsmorgenschein,  
 Die wundergleich geboren wird, des Herzensfrühlings Heiland,  
 Im Lebensmeer verloren wird, gleich fernem Sonneneiland! . . . .

Außerdem sind noch als werthvolle Liebesgedichte hervorzuheben aus dem „Büchlein Lyrik“ Seite 3 „Liebesfeier“, Seite 4 „Serenade“ und Seite 6 „Barcarole“.

Hiermit ist, glaube ich, der Kreis Dessen erschöpft, was Andrejanoff's starke Seite ausmacht: Natur, Märchen, Sage und Liebe, alles muß dem irdischen Gewühl um eine beträchtliche Distance entrückt sein, ehe es unsern Dichter locken soll. Ohne die gefährliche Eisregion des Abstracten zu streifen, führt er uns in einem Eden umher, das für bessere Menschen als die jetzigen bestimmt ist. Gerade diese Enge seines Horizonts, die einen Theil der Leser vielleicht verbrießen mag, giebt seinen Werken für andere einen spezifischen Reiz: es ist der Reiz der Spannung, zuzusehen,

wie weit die Kraft, die ganz nach einer Seite hin sich concentrirt, es wol bringen mag. Warum sollte nicht auch die Einseitigkeit in irgend welcher Hinsicht anziehend sein! Es wäre möglich, daß dabei sogar eine neue Gattung von Poesie entstände. Hat nicht die Natur in der Entwicklung der Arten außer den Variationen auch höhere Typen durch einseitige Uebertreibung einzelner Organe zu Stande gebracht! — Die religiöse Malerei war im Mittelalter auch sehr einseitig; Jahrhunderte lang haben unter dem Zwange der Tradition die besten Künstler Italiens immer wieder die Madonna in denselben wenigen Situationen, Gewändern, mit fast demselben Gesichtsausdruck gemalt; bis endlich Raphael Sanzio nach zahllosen Vorstudien in den beiden berühmten Madonnenbildern der Nachwelt die reife Frucht der Jahrhunderte bot. Großartig muß man auch die Einseitigkeit der Passion nennen, mit der Hafis, Dshami und andere persische Dichter ihr Leben lang den Wein, die Schenken resp. Schenkinnen besungen haben; obgleich die Geduld dabei auf eine harte Probe gestellt wird, ist es ein staunenswerthes Schauspiel, welches eine Menge von Variationen innerhalb der knappsten Schranken das Schöne noch zuläßt. Diese Beispiele mögen ein Hinweis darauf sein, wie stark die Einseitigkeit macht und wie solch ein Steckenpferd auf jedem Gebiete artistischer Leidenschaften um der Eigenthümlichkeit der Leistungen willen zu einer höchst interessanten Erscheinung werden kann.

Trotz des deutlich hervortretenden Gegensatzes haben unsere beiden Dichter gewiß so viel Aehnlichkeit mit einander, daß nach dem Eindruck, den der Leser empfängt, manches von Andrejanoffs Gedichten ebenso gut hätte von Stern geschrieben sein können und umgekehrt. Denn nicht nur der Hang, die Natur zu besingen, auch der Wohlklang der Sprache und die reiche, fast immer edel gewählte Bildlichkeit des Ausdrucks, ist ihnen gemeinsam; und was sie endlich unterscheidet, ist auch in formaler Beziehung theilweise auf die erwähnten äußeren Verhältnisse zurückzuführen; darauf, daß der Dichter in der baltischen Heimath nicht immer dem beschleunigten Tempo des europäischen Culturfortschritts hat folgen mögen; daß er es noch nicht zu dem durchgehend klaren Bewußtsein gebracht hat, auf den Kumpf eines jeden Gedichtes gehöre der Schlußeffect, wie der Punkt auf das i, (den die Griechen ja auch noch nicht kannten), daß er sich von dem Ufus der früheren Generationen, in längeren, mehrgliedrigen Sätzen zu sprechen, noch nicht losmacht; kurz, daß er in einigen Hinsichten sich noch im Banne der Vergangenheit befindet.

Den Anhängern des älteren Geschmacks wird es freilich schwer fallen, sich darein zu fügen, daß die ganz kurzen Sätze nur eine Vervollkommnung des poetischen Stiles bedeuten; denn, ob man die Sprache von dem einfachsten Gesichtspunkte — von dem der Logik — betrachtet oder von dem kunstmäßigen d. h. dem der Grammatik; immer bleibt es wahr, daß oft die natürliche Gedankenbewegung selbst garnicht so einfach verläuft, um in dem primitiven Satz oder Urtheil ausgesprochen zu werden. Nur wo gar keine Gedankenbewegung, sondern bloß Gefühlsbewegung stattfindet, mag es heißen: je einfacher um so besser; und auch die Interjectionen werden mitunter den Schrei der Natur trefflich verdolmetschen. Sonst aber sind längere Perioden und ein syntaktisch künstlich gefügter Satzbau mehr als willkürliche Erfindung müßiger Köpfe oder eine infernale Veranstaltung, um Secundaner zu plagen: auch in der gebundenen Rede wird nach den kurzen, ruckweise hervorgestoßenen, dem Naturlaut näher stehenden Kundgebungen, wohlthuend eine Satzform höherer Ordnung empfunden werden, die in dem phonetischen und stofflichen Gleichgewicht und Ebenmaaß ihrer Theile den Athemzügen des in ihr waltenden Geistes entspricht.

Leitet von diesem Standpunkte aus Andrejanoff mehr in Hinsicht der Grammatik, so ist Stern's starke Seite wiederum die Beherrschung des Wörterbuchs: eben die Fülle der specifisch abgetönten Concreta, besonders der sinnlich inhaltvollen Verba, die ihm wie Wenigen zur Verfügung stehen. Freilich ist es fraglich, ob bei der Deutlichkeit dieses Strebens Sterns Rede immer ungesucht klingt. („Nebensonnen“ S. 41: „Wolfsmilch, Münz und Nießwurz hauchen schwere Dünste durch das Feld“. War es ein Feld oder eine Apotheke?) — Nichtsdestoweniger ist es für den Poeten von unschätzbarem Werth, stets klar sich bewußt zu bleiben, daß, statt „Bäume“, „Blumen“ und „Vögel“ im Allgemeinen zu besingen — als ob das Auge die einzelnen nicht unterscheiden könne — lieber gleich Das, was wirklich gesehen und gehört wird, das *genus proximum* zu nennen ist, und daß auch unter den Arten diejenigen, die schon sehr oft haben herhalten müssen, z. B. die Rose und die Nachtigall, nur ausnahmsweise dürfen incommodirt werden.

Die oben citirten Gedichte bieten ein Beispiel dafür, mit welchem Geschick Andrejanoff den dreißilbigen Reim anwendet. Dieser Reim kommt bei ihm öfter vor. Angeregt hat ihn vielleicht hierzu die Beschäftigung mit der russischen Literatur, der wir mehrere vollendete Uebersetzungen aus seiner Feder verdanken, z. B. des „Beethoven“ von Wsewolod Tscheschichin;

ein würdiges Seitenstück zu Puschkin's Dialog „Mozart und Salieri“, behandelt diese Dichtung das tragische Geschick des großen Wiener Componisten. — Aber die Reimform, welche sich im Russischen mühelos ergibt, erfordert im Deutschen eine besondere Kunstfertigkeit; denn ein Blick auf den Bau der russischen Sprache lehrt, daß bei den vielen zweisilbigen Flexionsendungen der Verba und Nomina nur noch die vorausgehende betonte Stammsilbe in zwei Wörtern gleichen Auslaut zu haben braucht, um einen dreisilbigen Reim zu liefern, während im Deutschen bloß einige Casus der Participien und des Comparativs der Adjectiva zweisilbig enden.

Das Verweilen bei dem Reim, einem so äußerlichen Zierrath der gebundenen Rede, mag Manchem überhaupt kleinlich vorkommen. Allein es ist auch weniger die Silbenzahl der Reime, noch weniger ihre sog. Reinheit — die übrigens von Andrejanoff selten verletzt wird — was an den Versen angenehm auffällt, sondern der Reichthum der Auswahl, der volle Klang und am meisten die passende Zusammenstellung. Wie in der Copulirung der Dinge mit gewissen ihnen gewohnheitsmäßig angehängten Epithetis selten etwas Neues producirt, aber Das, was die Sprache einmal bietet, so lange nachgesprochen wird, bis die und die Substantiva mit bestimmten Adjectivis für die meisten Menschen auch in der Vorstellung verwachsen sind und man so zu denken anfängt, weil man immer so hat sprechen hören; so oder ähnlich geht es auch mit vielen sich besonders häufig aufdrängenden Reimen: der zufällige Umstand, daß mehrere Wörter sich reimen, setzt sie in der Poesie unzählige Mal zu einander in nahe Beziehung, bis man zuletzt nicht nur bei der Nennung des einen Wortes instinctiv als Echo eines der anderen erwartet, sondern auch die Vorstellungen, denen sie entsprechen, bald als einander verwandt, bald als paarweise Gegensätze, zusammengerathen. Das sind die Ideenassociationen, die durch den Reim zu Stande kommen und in jeder Sprache auf besondere Weise den Charakter der schönen Literatur beeinflussen. Oder ist es zu viel gesagt, wenn wir meinen, daß die ganze deutsche Lyrik decenter wäre, wenn sich nicht der Reim „Weib“, „Leib“ immer wieder so verlockend anböte? Durch die Poesie hindurch wirkt das sogar auf die Vorstellungen des täglichen Lebens. Jetzt ist man ja im Ganzen nüchtern; aber früher — wage ich zu behaupten — wäre nicht nur die Lyrik der Deutschen, sondern auch manche leibhaftigen Jünglinge und Jungfrauen weniger sentimental gewesen, wenn nicht das „Sehnen“ und „Wähnen“ sich so leicht im Reim zu „Thränen“ verwässert hätte. — Man liest in sonst ganz sachgemäßen

Berichten, die Lagune in Venedig sei von Farbe braun. Das ist einfach unrichtig und nur darauf zurückzuführen, daß unzählige venezianische Sonnette ohne den Reim „laguna“, „bruna“, „luna“ gar nicht hätten bestehen können und im Laufe der Zeit die Vorstellungen der Menschen corrumpt haben. Sollen wir noch die falschen Auffassungen der Liebe corrigiren, welche der Reim „amore“, „cuore“, „dolore“ verschuldet hat? — Schon das bisher Gesagte genügt, um daran zu erinnern, welche Herrschaft der Dichter durch das klingende Spiel des Reimes auf den Leser übt.

Zweierlei ist es, was man an diesem Aufsatz vermissen kann: erstens sind die zahlreichen Verse polemischen oder — wenn man will — satirischen Inhalts, mit denen unsere beiden Dichter ihr Publicum beschenkt haben, unberücksichtigt geblieben; und zweitens ist Das, was am ehesten gerade aus solchen Poesien erschlossen zu werden pflegt und die eigentliche Lebensader der Kritik bildet, weggelassen worden; nämlich der Zusammenhang zwischen dem Künstler und seinem Werk, zwischen Leben und Dichten, die Einheit des Kopfes und des Herzens. Sind denn die Gedichte fertig geschrieben vom Himmel gefallen und gestatten sie keine Rückschlüsse auf die Verfasser als Menschen? — Da beide Versäumnisse zusammenhängen, so wollen wir versuchen, sie in einer Erörterung nachzuholen.

Betrachtet man die Art und Weise, wie Dichter, neue sowol als alte, gewöhnlich besprochen werden, so findet man oft an ihnen gerühmt: den Patriotismus, der sie beseelt, ihre Wahrhaftigkeit, die hohe Gesinnung, die ihre Werke athmen, die sittliche Würde, mit der sie an ihrem Dichterberuf hängen. Man geht also von den Schriften, die der Dichter uns schwarz auf weiß überliefert hat, auf seinen innigsten Seelenkern zurück d. h. auf seine Persönlichkeit. Anerkennend, wie wir sind, für die gute Absicht, in der das geschieht, müssen wir doch fragen, wer den Referenten erlaubt, den Mund so voll zu nehmen? „Der Dichter selbst“, wird man antworten; aber das ist gerade für diese Frage eine unzuständige Instanz.

Die Welt der Leser sehnt sich gewiß danach, ihre Kenntniß von den Werken durch Nachrichten über die Person des Schriftstellers zu vervollständigen; diese Ergänzung bringt hin und wieder wirklich über manche Punkte interessante Aufklärungen; und irgend einmal muß doch schließlich der Moment kommen, wo ein Urtheil über die Person dessen gestattet ist, der durch seine Werke der ganzen Nation angehört. Das ist alles zuzugeben; nur scheint es, als ob hier das Sprichwort: „de mortuis nil nisi bene“, fast umgekehrt werden müsse: erst die Todten sind gewissermaßen nicht

mehr unseres Gleichen; erst sie befinden sich an einem solchen Orte, daß die Blicke der Lebenden mit unparteiischer Gelassenheit auf ihrem Wandel verweilen mögen und daß wir uns daher auch über ihre Person eine Meinung bilden können. Was die Lebenden betrifft, so ist jede einzelne ihrer Thaten — und die Gedichte sind auch Thaten — unserer Beurtheilung bloßgestellt; aus der Gesamtheit ihrer Leistungen darf die Beschaffenheit des Talents als deren präsumirte Einheit gefolgert werden; aber über Werth oder Unwerth der Person, des eigentlichen „ich“ abzuurtheilen haben wir kein Recht. In dem einen Sinne pflegt dieser Grundsatz allgemein zugegeben zu werden: nämlich wenn es sich um Angriffe auf die Person des Dichters handelt. Das ist verständlich, denn solche Unternehmungen pflegen nicht ungefährlich zu sein. Der Literat, immer auf dem Qui-vive, immer bereit, mit der ägenden Lauge seiner Tinte drein zu fahren, steht da mit der eingetunkten Feder: der unedelsten Waffe, die je einen Menschen verwundet hat. — Jedoch in dem anderen Falle, wenn von den Gedichten auf löbliche Charaktereigenschaften des Poeten zurückgeschlossen wird, auf Vaterlandsliebe, aufrichtige Begeisterung, Gerechtigkeit und wer weiß worauf noch alles, — da ist man weniger bedenklich: süße Wonne verklärt das Gesicht des Schriftstellers, dem die gedruckte Versicherung zugeschiekt wird, einer wie ehrenwerthen Grundlage seines Wesens seine Erfolge zuzuschreiben sind. Gewiß hat er oft selbst bisher nicht gewußt, daß er so vortrefflich sei.

Um diese Erscheinung zu erklären, genügt es übrigens nicht, die Kritiker der Lobhudelei oder der Feigheit zu bezichtigen; sie sind wirklich in einer schwierigen Lage: so kinderleicht es ist zu tadeln, die Fehler einer Dichtung präcis aufzuzeigen, bis der Leser sich selbst an dem Scharfsinn ergötzt, der das alles entdeckt hat; so verzweifelt schwer ist es, inhaltvolles Lob auszusprechen. Nach dem bequemen Grundsatz des Quintilian (VIII 3,4) „prima virtus est: vitio carere“, würde freilich die Anerkennung hauptsächlich im Stillschweigen bestehen und das Papier könnte unbeschrieben bleiben. Aber positiven Beifall spenden, was doch auch geschehen soll, — das heißt ja, die Uebereinstimmung einer Leistung mit den höchsten Gesetzen der Schönheit darthun. So weit diese Gesetze überhaupt entdeckt und anerkannt sind, deuten sie nur auf ein formelles Verhalten und sind wiederum fast ausschließlich negativer Natur. Eine solche Demonstration zu Stande zu bringen, wäre durchaus nicht jeder sonst „berufene“ Kritiker fähig, und aus dem Kreise der Leser vermöchten Wenige ihr zu folgen,

und selbst die Wenigen fänden das nicht interessant, sondern sehnten sich danach, in unmittelbarem Gefühl die Schönheit zu ergreifen, statt sie sich beweisen zu lassen. So läuft der wohlwollende Referent immer Gefahr, in ein Meer von Gemeinplätzen zu gerathen, — *e il naufragare è dolce in questo mare!* (Und süß ist's mir in diesem Meer zu scheitern) — denkt Mancher, — oder er muß sein Lob, um ihm eine wärmere und und individuellere Färbung zu geben, auf ein unerlaubtes Terrain übertragen, indem er auf die Person des Dichters zurückgreift. Dann sichert der Antheil an dem lebendigen Menschen dem ganzen kunstkritischen Artikel einige Sympathie. — Aus diesen Erörterungen folgt aber noch Eines, was nicht die Kritiker, sondern die Dichter angeht. Wenn sie nämlich damit einverstanden sind, daß man ihre Person aus dem Spiel läßt und sie mit Tadel und Invectiven verschont, so dürfen auch sie ihrerseits nicht ihre Persönlichkeit in die Wagschale werfen, wie das in allen den Gedichten geschieht, wo die sittliche Entrüstung eine Rolle spielt; die Indignation, sei's über einzelne Leute, die genannt oder angedeutet werden, sei's über die Erbärmlichkeit der Gesellschaft oder sonst eines Collectivums. — Von solchen Stellen wimmelt es bei unseren beiden Dichtern; sie bilden die Folie zu dem breiten Raum, der Selbstbeleuchtungszwecken gewidmet ist. Wirft der eine seinen Kritikern Lieblosigkeit vor („Nebensonnen“ S. 104), so urtheilt der andere, daß . . . „die Gesellschaft“ höhnisch einen jeden zurückweist, dem Gemeinheit fehlt und Geld. (Aus d. St. u. v. St. S. 14.)

Guter Gott! Woher schon jetzt diese Verbitterung! Wenn das am grünen Holz geschieht, was soll am dürrn werden! — Mancher Leser, der sich nicht incognito will abkanzeln lassen, wird bei diesen Gelegenheiten von dem Kitzel geplagt, den edlen Zorn des Freundes der Grazien nicht auf Treu und Glauben hinzunehmen, sondern ihm so zu antworten, wie Don Quixote's Diener Sancho Panza dem Studenten, der ihm wegen seiner Regierung auf Barataria Vorwürfe machte: „Hermano murmurador!“ sprach Sancho Panza; d. h. zu Deutsch: „Freund Lästernaul! greif dich gefälligst erst an die eigene Nase! bist Du auch wirklich besser als wir?“ Denn hier ist leicht einzusehen, daß nur das Gewicht der Persönlichkeit eines Dichters, die Achtung, die wir vor ihm als Menschen hegen, dieser Seite seiner literarischen Thätigkeit einen Werth giebt; wie solches bei Wieland, Göthe und Rückert, die je zwei Menschenalter im deutschen Volke wirkten, sich schon bei ihren Lebzeiten ganz von selbst ergab. Dagegen Schriftsteller, die noch nicht zu ehrfurchtgebietenden Autoritäten ergraut

sind, sich noch nicht auf einen consensus omnium berufen können und doch beanspruchen, daß man ihre Werke allein beurtheile und ihre Person in Ruhe lasse, werden durch den Brustton sittlicher Entrüstung nur den sog. Bildungspöbel fortreißen und entflammen.

So wahr es ist, daß in dieser Welt die meisten Dinge mit Worten bezahlt werden, so sicher dürfen auch die meisten Vergehen mit Worten bestraft werden, und Niemand wird daher aus dem Gesagten schließen, der Dichter sei nicht befugt, den Zeitgenossen einen Spiegel ihrer Verworfenheit vorzuhalten. Daß es ihm dabei versagt bleibt, sich derselben Mittel zu bedienen, wie der Sittenprediger und der ausführlich analysirende Psycholog, mag Einige anfangs etwas irre machen und verstimmen; aber nur so lange, bis nach einigem Suchen der richtige Ton getroffen ist. Hier wird eine Anekdote, wenn nicht klarer, so doch kürzer sein als eine Deduction.

Als Rabelais, der alte Humanist, das vierte Buch seines Romans „Pantagruel“ herausgab, war der frische Hauch der Renaissance, welcher ihn zu den ersten Bänden begeistert hatte, in seinem Vaterlande längst verweht. Die Inquisition und andere culturfeindliche Strömungen hatten die geistige Wiedergeburt erstickt und ihre kühnen Vorkämpfer — Rabelais' Freunde — in's Gefängniß und auf's Schaffot gebracht. Wie machte nun der erfindungsreiche Schalk in der Mönchskutte seiner Traurigkeit und dem tiefen Groll über diese Zustände Lust? — „Ihr guten Freunde!“ schreibt er zu Anfang seines Buches, „der Herr schütze und bewahre euch! Wo seid ihr? Ich sehe euch nicht! Ich will meine Brille aufsetzen!“ — Welche Brille hat er damals genommen?

Juli 1894.

Gregor von Glasenapp.



## Julian der Abtrünnige.

Geschichtlicher Roman von Felix Dahn.

3 Bände. 4. Auflage 1894.

Felix Dahns Name hat als Geschichtsforscher und Schriftsteller weit über Deutschlands Grenzen hinaus einen so guten Klang, daß jedes neue Buch von ihm schon deshalb die Beachtung weiterer Kreise verdient. Um so gerechtfertigter erscheint eine solche Beachtung, wo es sich um ein Werk handelt, das trotz des wüsten Feldgeschreies der Naturalisten, Symbolisten und wie sich die Vertreter der neuen und neuesten „Jung-deutschen“ Literatur sonst noch nennen mögen, sofort bei seiner Ausgabe in vier Auflagen zu erscheinen wagt, obwohl es, was Kunstform und Darstellung betrifft, der modernen Richtung nicht die leisesten Concessionen macht. Aber nicht nur diese für das richtige Verständniß von Strömung und Gegenströmung in der heutigen gährenden Literaturbewegung bemerkenswerthe Thatsache läßt eine Besprechung des Dahn'schen Romans erforderlich erscheinen, sondern in weit höherem Maaße der Umstand, daß wir das Werk eines anerkannten Historikers vor uns haben, das 1877 begonnen und 1893 vollendet, ein vom Rankengewucher gelehrter Forschung abgehobenes Bild der interessanten Zeitperode des letzten Ringens des antiken Heidenthums und der überfeinerten griechisch-römischen Cultur gegen das siegreiche Vordringen der christlichen Welt dem gebildeten Publikum bieten will, wie es sich seinem Verstande in jahrelangem Studium gestaltet hat. Das Unternehmen eines bedeutenden Gelehrten, seine Gesamtauffassung der Geschichtsperiode, die als directer Ausgangspunkt der modernen Culturentwicklung zu betrachten ist, der heutigen Gesellschaft in gemeinverständlicher Form vorzulegen, ist in jedem Falle dankenswerth. Dieser Dank soll Dahn hier voll zum Ausdruck gebracht werden, ungeachtet dessen, daß sich gegen Dahns Ausführungen im Ganzen

sowie im Einzelnen vielleicht mancherlei Einwendungen erheben lassen. Dahn hat das Resultat seiner Forschungen in die Form des historischen Romanes gekleidet. Es liegt mir natürlich fern, hier der vielbehandelten Frage nach dem Wesen und der Berechtigung dieser Literaturform näher zu treten, aber ein Moment aus dieser Streitfrage muß doch hervorgehoben werden, da es gleichsam die Basis der nachfolgenden Ausführungen bildet. Jeder Schriftsteller, der seine Anschauungen über eine bestimmte Culturperiode der Vergangenheit in Romanform zum Ausdruck bringt, hat deß gewärtig zu sein, daß sein Werk nicht nur von rein künstlerischem Standpunkt einer Analyse unterzogen wird; die historische Kritik hat in gleicher Weise das Recht und die Pflicht ihr Votum darüber abzugeben, in wie weit die Cultur- und Sittenschilderungen, die Empfindungen und die Denkart der dargestellten Personen den realen Verhältnissen der Vergangenheit entsprechen. Der Verfasser eines historischen Romans hat demnach die doppelt schwierige Aufgabe zu lösen, das Schifflein seiner Erzählung durch die Scylla des Geschmacks der modernen Leservelt und die Charybdis der unerbittlichen Forderungen der geschichtlichen Wahrheit glücklich hindurchzusteuern. Diese Aufgabe in einem beide Theile gleich befriedigenden Maaße zu lösen, ist nur Wenigen gelungen. Wer in den breiten Strom des modernen Geschmacks der Durchschnittsleservelt einlenkt, wird natürlich den augenblicklichen Erfolg auf seiner Seite haben: Ebers' egyptische Romane, die trotz des antiken Gewandes durchaus moderne Probleme und Empfindungen zum Ausdruck bringen, erfreuen sich eben deshalb so großer Verbreitung, während die eminent reale Reproduktion der Vergangenheit, die uns Pantenius in seinem „Die von Kelles“ bietet, nur von einem verhältnißmäßig kleinen Kreise in seiner ganzen Bedeutung gewürdigt werden wird; die Masse des Publikums dagegen wird es dem Autor von ihrem Standpunkt mit Recht zum Vorwurf machen, er trage dem heutigen Empfinden so wenig Rechnung, daß er sich z. B. nicht mal scheue, die Heldin seines Romanes mit Freude am rohen Vergnügen, eine Gans bei lebendigem Leibe an's Feuer zu setzen, Theil nehmen zu lassen. Und noch schwieriger wird die Aufgabe des Romanschriftstellers, wenn er die darzustellende Zeitperiode nicht blos mit Gestalten seiner Phantasie belebt, sondern historische Personen auftreten läßt, deren Charakterbild trotz der Parteien Gunst und Haß doch von der Geschichtswissenschaft fixirt worden ist oder wenigstens fixirt werden kann. Ich bestreite dem Dichter natürlich nicht das Recht, frei mit den geschichtlichen Thatsachen zu schalten und zu walten, Situationen zu erfinden, Motive zu schaffen, die

geeignet sind, die Entwicklung und die Handlungsweise der gegebenen historischen Persönlichkeit reliefartig hervortreten zu lassen — das haben Shakespeare, Schiller, Goethe mit unbestrittenem Verständniß gethan, — aber bei alledem muß der Dichter doch, wählt er einmal reale Gestalten der Vergangenheit zu Hauptfiguren seiner Erzählung, mit möglichster Treue die durch eine beglaubigte Ueberlieferung gegebenen Züge dieser Gestalten zu einem der historischen Tradition entsprechenden einheitlichen Bilde verarbeiten; will er das nicht, so sehe ich nicht ein, warum er den Schöpfungen seiner Phantasie der Geschichte entnommene Namen beilegt. In jedem Fall hat aber die Kritik das Recht und die Pflicht, am Maasstabe der Tradition die Figuren des Dichters zu messen und festzustellen, in wie weit das Dichterwerk der historischen Ueberlieferung entspricht, ob die im Einzelnen sich natürlich findenden Abweichungen der Helligkeit des Gesamtbildes keinen Eintrag thun, und ob endlich diese Abweichungen, ein Retouchiren hier, das Aufsetzen eines grellen Schlaglichtes da —, aus den Gesetzen künstlerischer Composition nothwendig abzuleiten, oder nur als willkürliches und daher vom künstlerischen wie vom historischen Standpunkt die volle Wirkung des Gesamtbildes beeinträchtigendes Spiel der Phantasie zu betrachten sind.

Unter den hier aufgestellten Gesichtspunkten soll im Folgenden Dahns „Julian der Abtrünnige“ einer kurzen Würdigung unterzogen werden.

Dahns Roman als Kunstwerk zu zergliedern und zu analysiren, kann ich im Einzelnen füglich den literarischen Berufsrecensenten überlassen; nur die allgemeine Bemerkung soll hier nicht unterdrückt werden, daß der Aufbau des Ganzen den Eindruck hervorruft, als habe der Historiker Dahn dem Dichter Dahn hindernd im Wege gestanden.

Das strenge Festhalten am chronologischen Gang der Ereignisse, das allerdings den Vortheil bietet, die allmähliche Charakterbildung und Entwicklung des Helden anschaulich hervortreten zu lassen, hat eine gewisse Weitschweifigkeit zur nothwendigen Folge; Dahn verschmäht alle technischen Kunstmittel, die Handlung straffer zusammenzufassen und den Knoten zu schürzen; aber das Fehlen der Retardation, der künstlerischen Gruppierung der Hauptmomente, das Fehlen des Vorgehens und Nachholens im Gang der Erzählung hat selbst durch Dahns eminentes Talent plastischer Gestaltung nicht ausgeglichen werden können; trotz vieler im Einzelnen meisterhaft componirter Scenen wirkt der ruhige Fluß der Handlung selbst auf den wohlwollenden Leser bei dem starken Umfang des Romanes ermüdend.

Doch nicht von der Form des Romanes, von seinem Gehalt soll hier die Rede sein. Da Felix Dahn ein langes und erfolgreiches Forscherleben dem Studium jenes hochinteressanten Grenzgebietes zwischen der antiken Kulturwelt und dem siegreichen Vordringen des Germanenthums gewidmet hat, so bedarf es wol keiner besonderen Betonung, daß ihm für sein figurenreiches Gemälde ein fein abgetönter cultur-historischer Hintergrund zur Verfügung steht. Die confessionellen Kämpfe im Schooße der christlichen Kirche, die Entartung des Mönchthums, das wilde Auffackern altgriechischer Götterverehrung, der weltmännisch conciliante Neuplatonismus, die sonderbare Verquickung der antiken Philosophie und Bildung mit der Lehre des Galiläers in den höheren Schichten der damaligen Gesellschaft, und der Kampf auf Leben und Tod, den die glaubensstarken Bekenner dieser Lehre einerseits und die mit der Kraft elementarer Gewalt eindringenden Germanen andererseits auf allen Linien gegen diese trotz aller Versekung und Fäulniß doch groß dastehende Gesellschaft eröffnen — das Alles bildet die große Palette, von der Dahn die Farben für sein Bild entnimmt. Fast könnte man bedauern, daß Dahn diesen culturgegeschichtlichen Hintergrund nicht im Einzelnen detaillirter ausgeführt und reicher gestaltet hat; er würde dann Ersatz bieten für manches Verfehlte in der Zeichnung der Figuren, die sich von ihm abheben sollen. Doch vielleicht ist ein solches Bedauern nicht mal am Platze — der Abstand zwischen der farbenprächtigt decorirten Bühne und den Leistungen der auf ihr wirkenden Schauspieler würde dadurch vielleicht nur noch augenfälliger werden und den Gesamteindruck in noch größerem Maße, als es jetzt schon der Fall ist, störend beeinträchtigen.

Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, daß unter der Masse der auftretenden Personen sich nicht eine ganze Reihe findet, die dem großen Hintergrunde würdig entsprächen und die wie z. B. Athanasius, der Mönch Johannes, der Arzt Philippus, die verschiedenen deutschen Heerführer, der Alleanne Berung 2c. 2c. 2c. in meisterhaften Strichen gezeichnet sind; aber im Großen und Ganzen erscheinen gerade die Träger der Nebenrollen, die episodisch vorgeführten Figuren, besonders typisch gelungen; die Analyse der Hauptpersonen der Erzählung und der Hauptmomente der Handlung erweist leider die Berechtigung des oben ausgesprochenen Urtheils zur Genüge. Lassen wir dem weiblichen Element den Vortritt. Es soll hier im Interesse einer milden Beurtheilung von vorneherein zugegeben werden, daß jeder Verfasser eines historischen Romans aus dem Alterthum bei Schaffung seiner Frauengestalten mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat: Das

Wort des Thukydides, daß die beste Frau diejenige sei, von der am wenigsten gesprochen werde, kann als Motto für unsere Ueberlieferung gelten; sie berichtet uns von Frauen, die manchmal im Guten, vornehmlich aber im Bösen das gewöhnliche Durchschnittsmaaß weit überragen, so daß es schwer hält, das Typische im antiken Frauencharakter zu erfassen und zur Darstellung zu bringen. Aber trotz dieses Zugeständnisses wird man doch viele Bedenken gegen die Art, wie Dahn seine Aufgabe gelöst hat, nicht unterdrücken können. Am gelungensten erscheinen noch Irene, die Mutter Julians und Eusebia, Constantius' Gattin, gezeichnet; und doch sind auch in diesem Bilde Züge, die den Totaleindruck stark beeinträchtigen. Daß die Dulderin Irene, die so übermenschlich Schweres erlebt hat, ihren einzigen Trost in der vollen Hingabe an die christliche Kirche findet und allmählich zu einer so fanatischen, unduldsamen Glaubenseiferin heranreift, daß sie den Fluch über ihren geliebten Sohn wegen seines Abfalles von der Kirche ausspricht, ist psychologisch tief begründet und voll verständlich; aber ein Moment wirkt hierbei störend: Julian hat beim Augenlicht seiner Mutter geschworen und diesen Eid gebrochen; die Greisin ist erblindet. Bei der Abrechnung, die sie im Namen des Gekreuzigten mit ihrem Sohne hält, entsteht nun durch diesen Thatbestand die unabweissbare Frage, der Zweifel, ob sich in die Sache der religiösen Ueberzeugung nicht doch ein Element persönlicher Rache einmische und durch diesen Zweifel wird die Sympathie, welche Dahn gewiß für diese hehre Frauengestalt erwecken will, in vielem herabgedrückt. Und ein ebenso störendes Moment beeinträchtigt die volle Wirkung der Lichtgestalt der Eusebia: Dahn dichtet ihr eine unerwiderte und von ihr selbst siegreich bekämpfte Neigung zu Julian an; gerade durch diese Neigung aber erscheinen ihre Bemühungen im Interesse der von ihrem Gatten verfolgten Verwandten nicht mehr als Das, was sie in Wirklichkeit waren — als uneigennütziger Versuch, das von Constantius begangene Unrecht zu sühnen; ihre Liebe zu Julian, an der sie sich innerlich verblutet, entkleidet diese Versuche ihres rein ethischen Charakters. Und nun gar die beiden Trägerinnen der Liebhaberinnenrollen, Helena, Lysias' Tochter, und Helena, Constantius' Schwester, — wie wenig greifbar, wie nebelhaft sind diese Gestalten umrissen, wie wenig die Aeußerungen ihres Seelenlebens motivirt. Namentlich erstere ist eine Schöpfung des abgestandnenst Romantismus, im Vergleich zu ihr sind selbst Ebers' modern empfindende „Schwestern“ von antiker Klassicität. Ein Mädchen, das einen Jüngling liebt, nur weil ihr Vater ihm vorredet, dieser Jüngling wolle einst ihr Mann werden — ein Mädchen, bei dem diese „Liebe“ dann zur verzehrenden

Leidenschaft wird, nachdem es diesen keineswegs schönen Jüngling einmal von Weitem erblickt, ein Mädchen, bei dem dann im Lauf der Jahre diese Leidenschaft, obwohl es nie ein Wort mit dem Gegenstand ihrer Liebe gewechselt und ihn nie wieder erblickt hat, so sehr alle anderen Empfindungen überwuchert, daß es selbst darin dem Vater sich fügt, ihn durch eine Geisterkomödie sich zu erobern, und als das nicht gelingt, ihrem völlig nutzlosen Dasein ein Ende macht — ein solches Mädchen gehört in eine Nervenanstalt, aber nicht in einen antiken Roman, nicht in eine Zeit, die dieses unklare, krankhafte Schwärmen des Liebeslebens, Gott sei Dank, noch nicht kannte. Kaum lebhafter gestaltet ist die zweite Helena. Ich will mit Dahn nicht rechten, daß auch sie Julian nach einigen stummen Begegnungen zu lieben beginnt, und daß diese „Liebe auf den ersten Blick“ nach jahrelanger Trennung in unverminderter Stärke weiterbesteht — solche Erscheinungen giebt es ja ausnahmsweise im Leben und es ist eine Frage rein künstlerischer Natur, ob der Dichter nicht viel mehr die Pflicht habe, das Typische vorzuführen und ob es nicht im Interesse der Dichtung liege, gerade das allmähliche Keimen und Ausreifen der Liebe anschaulich zu machen. Weit verhängnißvoller ist es, daß diese Helena uns, nur mit Ausnahme einer kurzen Scene, nirgends persönlich handelnd vorgeführt wird, und wir nur aus den begeisterten Briefen Julians an Lysias ein Bild der Heldin des Romanes gewinnen. Freilich, um die äußere Schönheit ihrer berühmten Namensschwester zu schildern, greift Homer zu einem ähnlichen Mittel: er theilt uns den Eindruck mit, den ihr Erscheinen auf die trojanischen Greise hervorruft. Für die Schilderung der körperlichen Schönheit ist dies Mittel wirksamer als alle noch so glühenden Lobpreisungen von Seiten des Dichters, aber hier liegen die Dinge doch anders; Helena übt auch nach ihrem vorzeitigen Tode auf das Leben Julians eine bestimmende Wirkung aus; weil er sie nie vergessen kann, weil ihr Bild ihn überall hin verfolgt, gönnt er sich nicht Ruhe noch Raht; übermenschliche Arbeit soll ihn vor der Verzweiflung kummervoller einsamer Nächte bewahren — und als endlich die Aussicht, sie durch eine Geisterbeschwörung nur noch einmal sehen und sprechen zu können, sich als grober Mummenschanz erweist, da schließt er mit dem Leben ab und fordert freiwillig das Verhängniß heraus, indem er unbewehrt und unbewaffnet in die blutige Partherschlacht reitet. Ein Weib, das so verhängnißvoll noch vom Jenseits aus das Denken und Fühlen eines Mannes, dazu des Helden der Erzählung beherrscht, das müssen wir selbst kennen, um einen solchen Einfluß zu verstehen; es müßte

uns redend und handelnd vorgeführt sein und nach ihren Thaten müßten wir sie beurtheilen dürfen; die verliebten Schilderungen des jungen Ehemanns aus den Honigmonden, — Schilderungen, die zudem in Schlachtbeschreibungen und Kriegsberichte eingesprengt sind, — dienen dem genannten Zweck nur wenig; wir erfahren, wie Julian über sie dachte, wie er sie liebte, ob sie aber einer solchen Liebe werth war, das müssen wir dem Dichter auf's Wort glauben; die Möglichkeit, es zu beurtheilen, hat er uns nicht gegeben.

Ebenso wenig wird man sich mit Dahns Charakteristik der Hauptfiguren des Romans in allen Stücken einverstanden erklären können. Dahn schildert den Kaiser Constantius, der namentlich im ersten Theil des Romans im Vordergrund des Interesses steht, als einen listigen, mißtrauischen und grausamen Tyrannen, der nur das eine Ziel verfolgt, seine persönliche Macht zu stärken und zu erhalten, dem der Imperator Alles gilt, der Staat nur wenig, oder nichts. Daß dieses Bild der Bedeutung des Constantius nicht gerecht wird, dürfte jedem Historiker einleuchten — und ich denke, wenn der Historiker Dahn keinen Roman, sondern eine geschichtliche Untersuchung geschrieben hätte, so würde er wol Constantius kraftvolle Reichs- und bedeutungsvolle Kirchenpolitik besser gewürdigt haben; um den Gegensatz zu Julians lichter Persönlichkeit greller zu beleuchten, hat er nur die Schattenseiten in Constantius Charakter hervorgehoben; das ist eine Verfündigung am Geist der Geschichte, und diese Verfündigung hat sich an Dahn selbst sogleich gerächt: während nach seiner Charakteristik für Constantius die persönliche Herrscherfrage Alles bedeutete, erzählt Dahn doch, an der historischen Ueberlieferung festhaltend, daß Constantius bei der Nachricht von Julians Empörung es vorzog, Armenien im römischen Gehorsam zu befestigen und dann gegen die Perser vorzugehen; es ist dies nicht der schlechteste Zug in seinem Leben, sagt der Altmeister Ranke, aber eben dieser Zug steht in grellem Gegensatz zu Dahns einseitiger Charakterschilderung dieser eminent interessanten historischen Persönlichkeit. Auch bei dem Bilde, das Dahn von dem Helden seines Buches entwirft, wird man, so meisterhaft im Einzelnen hier auch die psychologische Farbenmischung sein mag, vom Standpunkt der historischen Kritik ernste Bedenken nicht unterdrücken können. Der wolkenwandelnde Idealismus des jungen Schwärmers, seine sympathische Persönlichkeit, welche selbst durch die große Eitelkeit dieses philosophirenden Rhetors nur verhältnißmäßig wenig beeinträchtigt wird — das Alles hat Dahn mit tiefem Kunstverständnis in harmonischer Weise zur Darstellung gebracht; aber die Auffassung Dahns von Julians religiöser Entwicklung,

seinem ethischen Glaubensbekenntniß und seiner politischen Handlungsweise leidet an vielen Unebenheiten und wird der geschichtlichen Tradition nicht gerecht.

Dahn läßt Julian in einem Kloster erzogen werden; dort gewinnt Eufrias Einfluß auf den wißbegierigen Knaben und durch Aufdeckung des sittenlosen Lebenswandels, den der von Julian bisher als Meister der Tugend verehrte Abt und die heiligsten Mönche führen, macht er ihn vom Christenthum abwendig, dem er bisher mit voller Seele ergeben war. Das ist psychologisch vielleicht gut motivirt, historisch aber nicht richtig. Julians ganze Erziehung war derart, daß er nie in einem tieferen Verhältniß zur christlichen Lehre gestanden hat; der aufwachsende Knabe entnahm seine moralischen Antriebe und universalen Anschauungen nicht dem Christenthum, sondern von den alten Griechen, und hieraus erklärt sich zur Genüge seine Hinneigung zu den altgriechischen Lehren und Diensten, und durch die etwa in der damaligen christlichen Kirche bemerkbaren Mängel ist er nicht zum Abfall von derselben bewogen worden — das bezeugen die Fragmente seiner Schrift gegen das Christenthum (Neuville, Julien l'Apostat et sa philosophie du polythéisme). Weiter läßt Dahn Julian in gewissen Gegensatz zu Eufrias treten, der streng an dem Glauben der Väter festhält, und unter dem Einfluß der Neuplatoniker einem geläuterten Helioskult huldigen; in einem Brief an Eufrias übt er seinen Wiß und Spott an den Mythen von den Olympiern ebenso, wie an der Tradition der Christen. Dieser Spott hindert ihn freilich nicht auch nach Dahn an Eingeweide und Opferschau zu glauben und überall den Cult der Olympier in den früheren Formen wiederherzustellen. Dahn construirt somit einen gewissen Widerspruch in den religiösen Ueberzeugungen Julians, der in Wirklichkeit garnicht existirt hat. Denn die Neuplatoniker wie Iamblichus und Maximus wußten ihre Lehren klug der alten Götterwelt anzupassen und Julian ist trotz seinem Helioskult das Unzureichende der alten Mythologie garnicht zum Bewußtsein gelangt, wie die Motivirung eines seiner Erlasse über die Ausschließung der Christen von Lehrämtern bezeugt. Dagegen hat Dahn es leider unterlassen, die Thatsache hervorzuheben, daß Julians Schriften über Helios, die Göttermutter und Asklepios einen wenn auch unwillkürlichen aber nicht abzustreitenden Einfluß der christlichen Dogmatik auf seine Weltanschauung beweist. Ich sage „leider“ — denn die Weiterentwicklung dieser Thatsache mußte überaus fruchtbare Momente für die Lösung des ganzen religiösen Gegensatzes jener Zeit an die Hand geben und aus ihr ließ sich am schlagendsten der Nachweis führen, daß

der Versuch, das Abgelebte und Vergangene wieder zu beleben, nothwendig tragisch ausgehen mußte. Nicht eine Art von heidnischer Romantik, wie es nach Dahn scheinen konnte, hat Julian bethört, seine Richtung ist eine sehr positive; sie beruht auf einer Verbindung der neuplatonischen Ideen, wie sie bei Iamblichus erscheinen, mit einer angeborenen und anerzogenen Sinneigung zum Wunderbaren nicht allein des griechischen, sondern auch des orientalischen Götterdienstes; gerade diese letztere Thatsache, — die Vermischung orientalischer und occidentalischer Ideen, die Verehrung der Sonne und der Mithrasdienst — erklärt vieles in dem politischen Streben Julians; seine Hoffnungen und Entwürfe im Parther-Perseerkrieg sind nur aus ihr zu verstehen. So haben sich in Julian die widersprechenden religiösen Tendenzen seiner Zeit aufs stärkste repräsentirt. Ebensonenig genügt Dahns Motivirung der politischen Handlungsweise Julians. Der Wendepunkt in Julians Leben ist der Abfall von Constantius. Aus Dahns Schilderung ist zu entnehmen, daß Julian (in seinen Briefen an Lysias) diesen Abfall aus rein politischen Gründen, aus der nothwendigen Wahrung des Reichsinteresses herleitet, während Athanasius ihm den Vorwurf in's Gesicht schleudert, er wäre nur aus persönlicher Eitelkeit, durch das Streben nach dem Purpur eibdrüchig geworden; da der Dichter den Julian in dieser sonst meisterhaft componirten Scene unter der Wucht dieser Beschuldigung zusammen brechen und nichts erwidern läßt, so ist also auch er von der Wahrheit derselben überzeugt. Aber weder die eine noch die andere dieser Motivirungen des Abfalls Julians werden der Sachlage und dem Charakter des Helden gerecht. Man würde Julian Unrecht thun, wenn man seine Handlungsweise bloß aus politischen Gesichtspunkten herleiten wollte. Bei seinem Verstande konnte Julian garnicht außer Acht lassen, einmal daß die Forderungen, welche Constantius ursprünglich stellte, an sich nichts Ungebührliches enthielten und daß es in seinem eigenen Interesse nicht lag einen offenen Conflict — und gar noch um den Preis eines Eibbruches — heraufzubeschwören — dann aber, daß er doch der natürliche Erbe des alternden Augustus war, der es um der Sicherung willen der eigenen künftigen Herrschaft schon vermeiden mußte auf die Forderung meuternder Cohorten einzugehen; und daß Gallien verloren war, wenn er 4 Cohorten dem Kaiser auf den östlichen Kriegsschauplatz zusandte, konnte er im Ernste selbst nicht glauben. Wol mochte die Sicherung der Provinz, wenn sie von stationirten Milizen entblößt war, größere Schwierigkeiten bieten, wol mußte Julian die Einschränkungen, die Constantius seiner Stellung zu geben für

gut befunden hatte, seinem Ehrgeiz, der nach den glänzenden Erfolgen seiner Thätigkeit in bedeutenderem Maße gewachsen war, besonders drückend erscheinen — den schwerwiegenden Schritt, die Fahne des Aufruhrs zu entfalten, erklären alle diese Verhältnisse noch nicht. Und noch mehr geschieht Julian Unrecht, wenn man in seiner ungemessenen Eitelkeit das leitende Motiv für seine Handlungsweise sucht. So kleinlich war sein Charakter nicht. Er wurde vielmehr von zwei mächtigen Impulsen bestimmt, vor denen bei ihm jede andere Rücksicht verstummte. Der eine war die feste Ueberzeugung, daß ihm von Rechtswegen vermöge seiner Herkunft die Krone gebühre; nicht erben wollte er sie, sondern Dem entreißen, der sie seiner Meinung nach mit Unrecht besaß — das folgt aus seinen eigenen, historisch wol beglaubigten Aeußerungen und gerade die Seite seiner Persönlichkeit hat Dahn vollständig ignoriert; der andere Impuls lag in dem Ideenkreis der Neuplatoniker, dem er sich mit wundergläubigem Eifer hingegeben hatte. Aus dem Zusammenwirken beider ergeben sich seine politischen Ideen und Handlungen, und Dahns Versuche, dieselben anders zu motiviren, führen, wie wir glauben, in Sackgassen, aus denen ein natürlicher Ausweg nicht zu finden ist.

Endlich würde auch die Lieblingsfigur Dahns, der Germane Serapio, dieser Ritter ohne Furcht und Tadel, einer kritischen Analyse manche Blößen darbieten; doch da diese Figur, trotz der von Dahn betonten Geschichtlichkeit derselben, in allen einzelnen Zügen das Produkt frei schaffender Phantasie ist, so will ich, da ich es hauptsächlich mit der historischen und nicht mit der rein künstlerischen Kritik zu thun habe, es hier bei dieser Andeutung bewenden lassen — meine Besprechung ist ja schon ohnehin umfangreicher geworden, als ich ursprünglich beabsichtigte.

Um das Ausgeführte in kurzen Worten zusammenzufassen, so läßt sich das Urtheil über Dahns Roman dahin präcisiren: Die Wahl des Stoffes ist ungemein glücklich, die damals die Welt bewegenden Probleme haben auch heute noch ein actuelles Interesse; der culturgeschichtliche Hintergrund ist in großen Strichen mit Meisterhand gezeichnet — in vielen Einzelheiten des Romans zeigt sich das historische Verständniß und das künstlerische Vermögen des gelehrten Verfassers; aber zum Aufbau des Ganzen hat dieses Verständniß und Vermögen doch nicht gereicht — die Charakteristik der Hauptfiguren des Romans und die Motivirung ihrer Handlungsweise entspricht nicht den realen Thatsachen — und was vielleicht noch schlimmer ist, aber fast nothwendig durch den eben gerügten Mangel

bedingt wird, sie ist auch nicht einheitlich und widerspruchlos. Aber trotz dieser fühlbaren Mängel ist „Julian der Abtrünnige“ doch ein lesenswerthes Buch, das die den Büchermarkt füllende Waare um Haupteslänge überragt. Es regt zum Denken, freilich auch zum Widerspruch an — und weder das eine noch das andere läßt sich von den ephemeren Erzeugnissen der heute mit Hochdruck arbeitenden Produktion sagen, die mehr als ein mitleidiges Achselzucken nicht verdient. Dahns Buch wird gelesen werden, noch in einer Zeit, wo das Publikum über die heutigen Größen stillschweigend zur Tagesordnung übergegangen sein wird.

E. v. S.



## Politische Correspondenz.

---

Alle übrigen Begebenheiten des vergangenen Monats treten zurück hinter einem Ereigniß: dem am 20. October (1. November) erfolgten Hinscheiden Kaiser Alexander III. Der Tod hat den Monarchen, dem nach menschlichem Ermessen noch viele Regierungsjahre bestimmt schienen, im rüstigsten Mannesalter dahingerafft; am Südrande seines großen Reiches hat Alexander III., wie einst sein Vorfahr Alexander I., sein Leben ausgehaucht. Mit lebhafter Theilnahme ist die Trauerkunde überall in Europa aufgenommen worden und auch die Gegner Rußlands haben sich ihrem Eindrucke nicht zu entziehen vermocht. Der Tod Kaiser Alexander III. schließt eine bedeutame Periode der Geschichte Rußlands und der europäischen Staatenbeziehungen ab, denn der verewigte Monarch leitete persönlich mit fester Hand die Politik des Reiches und war in eminentem Sinne ein Friedensfürst; durch keine Lockungen und ihm sich darbietende günstige Gelegenheiten ließ er sich in seiner friedlichen Haltung beirren, sein Entschluß, seinem großen Reiche den Frieden zu erhalten, blieb bis zum Tode unerschütterlich. Dafür hat den dahingeshiedenen Herrscher auch die öffentliche Meinung in allen Ländern Europas in staunenswürdiger Einmüthigkeit die reichsten Kränze der Anerkennung dargebracht und Presse und Parlamente haben sich kaum genughun können in Worten des Dankes und Preisens für den durch Kaiser Alexander III. der Welt erhaltenen Frieden. Im Innern des Reiches ist die Regierung des entschlafenen Kaisers durch eine Reihe bedeutamer Umgestaltungen und tiefgreifender Reformen ausgezeichnet; auch hier zeigte sie eine unerschütterliche feste Consequenz. Daher wird die Regierungszeit Kaiser Alexander III., wenn ihr vom Geschick auch nur eine verhältnißmäßig kurze Dauer gewährt worden ist, doch allen Völkern und Bewohnern des weiten Reiches unvergeßlich

bleiben. Gott hat Seine Majestät Kaiser Nikolai II. in jungen Jahren auf den Thron seiner Väter berufen. Alle seine Unterthanen blicken hoffend und vertrauensvoll zu ihm auf und erbitten von Gott für ihn Kraft und Weisheit zu seinem hohen und schweren Amt.

In **Deutschland** ist mit überraschender Schnelligkeit ein völliger Umschwung in der Leitung des Reiches und im preußischen Staatsministerium eingetreten. Am 26. October hat der Reichskanzler Graf Caprivi seine Entlassung erhalten und gleichzeitig hat auch der preußische Ministerpräsident Graf Botho von Eulenburg den nachgesuchten Abschied empfangen. Ihnen sind dann später der Landwirthschaftsminister v. Heyden und der Justizminister v. Schelling gefolgt. Eben erst hatte Graf Caprivi in der Frage nach den zweckmäßigsten Mitteln zur Bekämpfung der Umsturzparteien den Sieg über den verhassten Rivalen Eulenburg davongetragen, soeben erst hatte die „Kölnische Zeitung“, die eifrige Vorkämpferin des neuen Courses, diesen Sieg in schmetterndem Fanfarenton gefeiert und den Grafen Eulenburg sehr drastisch abgefertigt, da plötzlich verschwindet der triumphirende Reichskanzler, in Ungnaden entlassen. Mit unbefreiblichem Erstaunen und in fassungsloser Verwirrung standen anfangs die Parteien und die Presse dem völlig unerwarteten, zuerst kaum glaublichen Ereigniß gegenüber. Kein Wunder, daß die seltsamsten und abenteuerlichsten Gerüchte und Erzählungen die Luft durchschwirrten, die allerverschiedensten Erklärungsgründe für den plötzlich eingetretenen Wechsel in der Stellung des Kaisers zum Grafen Caprivi vorgebracht, geglaubt und wieder bestritten wurden. Die Wahrheit oder die Grundlosigkeit aller dieser Angaben kann man auf sich beruhen lassen. Als feststehend muß angenommen werden und wird auch durch glaubwürdige Zeugnisse bestätigt, daß schon seit einiger Zeit das Vertrauen Kaiser Wilhelm II. zum Reichskanzler erschüttert gewesen ist und daß dessen Politik sich nicht mehr in allen Stücken der Zufriedenheit des Herrschers erfreut hat; die Veranlassung zur Entscheidung hat dann ein nebensächlicher Umstand, sei es der Artikel der „Kölnischen Zeitung“, sei es die unrichtige und irreführende Mittheilung des kaiserlichen Willens durch den Grafen Caprivi an den Minister Eulenburg gegeben. Mit höchster Wahrscheinlichkeit kann man annehmen, daß es bei der Entlassung des Grafen Caprivi ähnlich gegangen ist wie beim Sturze des Fürsten Bismarck; damals war der Kaiser auch schon lange entschlossen, den großen Staatsmann zu entfernen und der Besuch Windthorst's bei Bismarck, sowie dessen Festhalten an der Cabinetsordre von 1852 waren nur die letzten

Veranlassungen, welche die Katastrophe herbeiführten. Interessant ist es, sich das Verhalten der verschiedenen Parteien bei der unerwarteten Entlassung des Grafen Caprivi zu vergegenwärtigen. Die Conservativen jubelten laut, und befriedigt äußerte sich auch ein großer Theil der Nationalliberalen, während sich ein anderer Theil verwirrt und unsicher zeigte. Voll Schmerz und Trauer war die freisinnige Vereinigung und die gesammte jüdisch-liberale Presse, unzufrieden äußerte sich das Centrum und auch die Socialdemokraten bedauerten herzlich Caprivis Rücktritt; selbst Eugen Richter, der doch, wie natürlich, auch diesem Kanzler stets Opposition gemacht hat, widmete seinem Abgange eine wehmüthige Klage. Alle Nationalgesinnten, welcher Partei sie auch angehören mögen, hatten dagegen bei Caprivis Entlassung das Gefühl der Erlösung und athmeten auf zu neuer Hoffnung. Las man die liberalen und jüdischen Zeitungen, so hätte man glauben sollen, Deutschland habe in dem Grafen Caprivi einen Staatsmann ersten Ranges verloren, seine Entlassung sei ein unerseßlicher Verlust für das deutsche Reich. Wie ganz anders benahm sich dieselbe Presse beim Sturze des Fürsten Bismarck! Damals herrschte in ihr eitel Freude und lauter Jubel, man war höchst befriedigt über den Fall des Gewaltigen. Es ist überhaupt einer der häßlichsten Züge in der jüngsten deutschen Vergangenheit, wie damals Volksvertretung und Presse nicht rasch genug dem gestürzten Titanen den Rücken zu kehren vermochten und dem neuen Machthaber zu huldigen sich beeiferten. Nun, um die Gesellschaft, welche den Grafen Caprivi betrauert, wird ihn kein deutscher Patriot beneiden. Vier und ein halbes Jahr hat der sogenannte neue Kurs gedauert, dessen Träger und Repräsentant Graf Caprivi gewesen ist, und er hat, das muß jeder Unbefangene zugeben, gänzlich Fiasco gemacht. Die Geschichte wird, daß sind wir gewiß, die Leitung des Reiches durch den zweiten Kanzler als eine durchaus unheilvolle kennzeichnen und ihr Urtheil dahin abgeben, daß er in der verhältnißmäßig kurzen Dauer seiner Amtsführung das Werk seines großen Vorgängers nicht wenig geschädigt hat. In seiner auswärtigen Politik zeigte er Schwäche und Mangel an Entschlossenheit und klarem politischem Urtheil, im Innern zeichnete sich seine Amtsführung durch Schwanken, Unsicherheit, Verkennung der realen Verhältnisse des Staatslebens, Befangenheit in falschen, eigensinnig festgehaltenen wirthschaftlichen Theorien und eine immer weiter nach links neigende Haltung aus. Der Conservative, der General kam zuletzt dahin, seine unbedingtesten Anhänger in der freisinnigen Vereinigung der Herren Rickert und Barth zu finden

und der letztere hat noch jüngst mit Nachdruck erklärt, seine Partei habe die wärmsten Sympathien für den Reichskanzler gehegt; leider besteht diese Partei aber nur aus 14 Personen. Caprivi hatte gar keine staatsmännische Erfahrung, als er Reichskanzler wurde und es fehlte ihm auch, wie die Folge gezeigt hat, an allen staatswissenschaftlichen Kenntnissen. Die letzteren suchte er sich mit dem Fleiß und Eifer eines Soldaten anzueignen und er hat dabei, wie man sagt, sich vorzugsweise der Anleitung und des Rathes seines Jugendfreundes Goering, den er zum Chef der Reichskanzlei gemacht, erfreut, dieser aber ist eifriger Freihändler und Manchestermann, also Gesinnungsgenosse der Herren Rickert, Th. Barth und Consorten. Die volkswirtschaftlichen Anschauungen des Grafen Caprivi waren daher durchaus die der Manchesterlehre und da einem deutschen Reichskanzler doch seine Amtsgeschäfte nur sehr wenig Zeit zu Privatstudien lassen, so blieben denn auch die national-öconomischen Kenntnisse und Ansichten des Grafen sehr einseitig und mangelhaft. Er hielt aber an ihnen mit der Zähigkeit und dem Eigensinn des Autodidakten, der, was er sich mühsam angeeignet hat, nun auch für unererschütterliche Wahrheit hält, fest. Am traurigsten und verhängnißvollsten für Deutschland war die Geltendmachung seiner Manchestertheorien auf dem Gebiete der Colonialpolitik und es ist nicht des Grafen Caprivi Schuld, daß die deutschen Colonien in Afrika nicht gänzlich verloren gegangen sind. Der jammervolle Vertrag mit England, durch den die deutschen Colonien in Ostafrika ihres ganzen Hinterlandes beraubt und auf die Sansibar Küste verzichtet wurde, wofür dann England großmüthig das ihm werthlose Helgoland abtrat, eröffnete die unrühmliche Colonialpolitik des neuen Curses, ihm sind dann mehrfach andere, für den deutschen Colonialerwerb in Afrika nicht weniger ungünstige Verträge gefolgt. Allen Vorstellungen, Bitten und Vorwürfen gegenüber, sich doch thatkräftiger und mit größerem Interesse der Colonien anzunehmen, blieb Caprivi kühl bis an's Herz. Dazu kamen dann starke Mißgriffe in der Wahl der Colonialbeamten, wofür der Assessor Wehlau und der Kanzler Leist genügende Belege bieten, und mit den Ausgaben für die Colonialverwaltung wurde in unverantwortlicher Weise geknausert und gekargt. Für den so hoch verdienten Major v. Wißmann war natürlich in dieser Colonialverwaltung kein Platz. Der Reichskanzler hatte sich einreden lassen, Deutschland sei ein Industriestaat geworden und die Landwirthschaft stehe daher nur in zweiter Reihe; in dieser Anschauung ließ er sich durch nichts beirren, durch sie wurde er auch zu den für Deutschland so verhängnißvollen und schädlichen Handelsverträgen bestimmt. Bei

den Unterhandlungen über den Abschluß derselben zeigten sich, namentlich bei denen mit Oesterreich und Rußland, die Vertreter dieser Staaten den deutschen Unterhändlern an Scharfblick, Kenntnissen und Einsicht in die Verhältnisse weit überlegen. Kein Wunder daher, daß Deutschland überall den Kürzern zog. Die immer steigenden und immer lauter werdenden Klagen über den Niedergang der Landwirthschaft und die von Jahr zu Jahr wachsende Bedrängniß der Grundbesitzer beantwortete Caprivi stets mit der Versicherung seines lebhaften Interesses für die Landwirthschaft und der Bereitwilligkeit ihr zu helfen, aber er that nicht das Geringste. So zerfiel er allmählich mit den Conservativen völlig, ebenso mit einem Theil der Nationalliberalen, und die Majorität, mit der er die Handelsverträge und manches Andere durchsetzte, war die buntschekigste und unnatürlichste, die man sich denken kann. Centrum, Freisinnige, Volkspartei, Polen und Socialdemokraten als Stützen des Reichskanzlers und seiner Politik — wahrlich ein erbauliches Schauspiel! Das Centrum mußte natürlich durch namhafte Concessionen gewonnen werden und den Polen wurden mit dem Interesse des preußischen Staates kaum oder garnicht vereinbare Zugeständnisse gemacht. Bismarcks Socialistengesetz war schon vor Beginn des neuen Curjes gefallen und die Socialdemokraten ließ man ruhig gewähren und sich immer weiter ausbreiten. Dafür pries Liebknecht auch des Grafen Caprivi Einsicht und Weisheit und stellte ihn als Staatsmann hoch über den „Diplomaten“ Bismarck. In der auswärtigen Politik bewies der Reichskanzler wenig Voraussicht und diplomatisches Geschick. Der Dreibund blieb wohl fortbestehen, aber vieles, was zu verhindern Bismarck sein Genie und seine ganze Kraft aufgeboten hatte, trat jetzt ein: eine unmotivirte und keineswegs in Deutschlands Interesse liegende lebhafte Annäherung an England erfolgte und auch auf der Balkanhalbinsel schien eine Aenderung in der bisher von der deutschen Regierung angenommenen Haltung einzutreten. Unter diesen Umständen hatte es manchmal den Anschein, als ob die Führung im Dreibunde nicht mehr Deutschland, sondern Oesterreich-Ungarn habe. Die Entschuldigung, Graf Caprivi sei in vielen, vielleicht in den meisten Fällen die von ihm einzuhaltende Politik durch einen höhern Willen vorgeschrieben worden, hat keine Geltung. Auch wenn dem so wäre, würde Graf Caprivi doch die volle Verantwortung für die Leitung der Reichspolitik zu tragen haben. Ein Minister ist ja kein Soldat oder Höfling, der gegebene Befehle willenlos auszuführen hat, ein wirklicher Staatsmann muß auch Charakter haben, eine selbständige Persönlichkeit sein, und

wer es auf sich nahm Bismarcks Nachfolger zu werden, mußte sich des hohen Maßes von Verantwortung bewußt sein, das er damit überkam. Geniale Begabung besitzen nur wenige Staatsmänner, aber Selbständigkeit des Charakters kann man von jedem Minister verlangen. Diese aber ließ Graf Caprivi durchaus vermissen, er ertrug die Einbuße an Ansehen, welche er durch den Verlust des Ministerpräsidiums erlitt, er ließ den Zedlitz'schen Schulgesetzentwurf fallen, für den er sich doch engagirt hatte, und fand nur bei den Parteien Unterstützung seiner Handelspolitik, die er in anderer Beziehung bekämpfen mußte. Mehr als einmal hat er seine Ueberzeugung dem höhern Willen untergeordnet, ohne sich dadurch anfechten zu lassen, und ist auf seinem Posten geblieben. Caprivi fühlte sich zuletzt ganz behaglich in seiner Stellung, seine Selbstzufriedenheit und sein Selbstbewußtsein steigerten sich immer mehr; er glaubte seine Sache wenigstens ebenso gut zu machen wie Bismarck, vielleicht noch etwas besser. Seine Freunde in der Presse und im Parlament wurden und werden nicht müde, seine Ritterlichkeit, Noblesse und Geradheit zu preisen. Von der letzteren ist in seinen versteckt geführten Kämpfen gegen den Finanzminister Miquel und den Grafen B. Eulenburg nichts zu spüren und die erstere hat sich in seinem gehässigen und feindseligen Verhalten gegen seinen großen Vorgänger, sowie den Grafen Herbert Bismarck wahrlich nicht gezeigt, wie denn überhaupt seine Haltung gegen Bismarck und alle diesem zugethanen Beamten und Diplomaten einen sehr häßlichen Zug in Caprivi's persönlichem Charakter bildet. Aber auch wenn Caprivi die ihm nachgerühmten Charaktereigenschaften besessen hätte, was wäre damit für den Werth des Staatsmannes bewiesen? Es ist das gerade so, als wenn zur Rechtfertigung eines schlechten Clavierpielers immer wieder gesagt würde: er ist aber doch ein schöner, liebenswürdiger Mensch. Nun ist des Grafen Caprivi Tagewerk zu Ende; er würde bald vergessen sein, wenn Deutschland nicht allzu oft an die Fehlgriffe und Irrungen seiner Politik erinnert werden würde. Seine Reichskanzlerthätigkeit ist ein Beleg mehr für die Wahrheit des Wortes vom alten Axel Orenstierna: *quantilla sapientia regitur orbis!*

Nicht minder überraschend als Caprivi's Entlassung war die Wahl seines Nachfolgers; Fürst Chlodwig v. Hohenlohe, ein Greis von 75 Jahren, ist zum Reichskanzler ernannt worden. Von Bismarck, als er in demselben Alter stand, hieß es immer, der Unterschied der Jahre zwischen ihm und dem Kaiser sei zu groß, um ein gedeihliches Zusammenwirken länger zu gestatten; die frisch vorwärts drängende Natur des letzteren und sein feuriges

Temperament ständen in zu großem Contrast mit der Mäßigung und weisen Zurückhaltung von Bismarcks Greisenalter. Jetzt bei der Berufung Hohenlohes ist von solchen Betrachtungen nichts zu hören gewesen, obgleich er wirklich ein Greis ist, während Bismarck nach seinem Sturze oft genug bewiesen hat, wie lebendig und jugendfrisch sein Temperament noch ist. Daß ein Mann von 75 Jahren nicht lange am Steuer des Reiches bleiben kann, ist selbstverständlich; die Berufung des Fürsten Hohenlohe ist also ein Provisorium, dem das Definitivum erst folgen wird, sei es, daß Graf Eulenburg, der Botschafter in Wien, oder ein anderer jüngerer Staatsmann den Reichskanzlerposten übernimmt. Fürst Hohenlohe ist ein wirklich vornehmer Herr und ein Gentleman dazu, ferner ein Mann, der stets in gutem Einvernehmen mit dem Fürsten Bismarck gestanden hat, endlich gibt ihm sein persönliches Ansehen und seine Würde eine ganz andere Selbständigkeit dem Monarchen gegenüber als seinem Vorgänger; die Rolle eines Unteroffiziers oder eines Subalternbeamten, die ein höherer Wille kommandirt, wird er nie spielen. Man weiß von ihm nur Gutes, seine Klugheit, seine Liebenswürdigkeit und die Noblesse seiner Denkart werden gerühmt, an seiner nationalen Gesinnung ist kein Zweifel. Daß ein katholischer Baier an die Spitze des Reiches tritt, wird in Preußen und Norddeutschland nicht angenehm empfunden, doch ein Ultramontaner ist Hohenlohe gewiß nicht und Preußen hat von jeher aus allen Theilen Deutschlands die tüchtigsten Kräfte herangezogen. Aber ob er die Eigenschaften eines wirklichen Staatsmannes besitzt, das hat Hohenlohe bisher noch nicht bewiesen. Als Ministerpräsident an der Spitze von Baiern hat er nur kurze Zeit gestanden und nichts Namhaftes geleistet; als Gesandter in Paris hat er die Weisungen Bismarcks erfüllt und als Kaiserlicher Statthalter im Elsaß hat er seines Amtes mit Mäßigung und Klugheit gewaltet, aber keine Gelegenheit gehabt, hervorragende staatsmännische Eigenschaften zu entfalten. Nun aber tritt der greise Fürst in ein schweres, verantwortungsvolles Amt, das eine gewaltige Arbeitskraft und ununterbrochene Geistesanspannung verlangt. Als der Fürst vor 10 Jahren zeitweilig die Stellvertretung für den damaligen Reichskanzler übernahm, war er, wie Bismarck später im Reichstage erklärte, nach einem halben Jahre so nervös und angegriffen, daß er sich zurückziehen mußte. Und damals war Hohenlohe 10 Jahre jünger und konnte stets in schwierigen Fragen sich an Bismarcks Autorität wenden. Wird er jetzt, 10 Jahre älter, unter unendlich schwereren Verhältnissen das Amt des Reichskanzlers für längere Zeit zu tragen im Stande

sein? Wird er sich in seiner schwierigen Stellung nach oben und nach unten seine Selbständigkeit bewahren? Wird er Geistesfrische und Geistesstärke genug besitzen, um für die vielen Fragen, welche sich jetzt immer stärker herandrängen, eine Lösung zu finden? Wird es ihm gelingen in dem höchst ungünstig zusammengesetzten Reichstage eine feste Majorität dauernd für die Regierung zu gewinnen? Wird er endlich im Stande sein, in der auswärtigen Politik die von seinem Vorgänger begangenen Fehler wieder gut zu machen und das Ansehen des Reiches neu zu heben? Alle diese Fragen wird nur ein Optimist bejahend beantworten, der unbefangenen Urtheilende wird ihnen zweifelnd und bedenklich gegenüberstehen. Zur Entlastung des greisen Reichskanzlers ist Herr v. Marschall zum Staatsminister, und damit zu Hohenlohe's Gehilfen ernannt worden, eine wenig erfreuliche Wahl, denn der ehemalige badische Staatsanwalt hat als Staatssekretär des Auswärtigen unter Caprivi einen wesentlichen, ja hervorragenden Antheil an den Mißgriffen und falschen Maßregeln der vorigen Reichsleitung in der auswärtigen Politik gehabt und es läßt sich kaum erwarten, daß Herr v. Marschall jetzt auf einmal ein anderer werden wird. Hoffentlich bleibt er nicht allzulange in seiner Stellung. Das wichtige Ministerium des Innern scheint jetzt in guten Händen zu sein, Herr v. Köller ist ein Conservativer von klarem Urtheil, guter Erfahrung und fester Entschlossenheit. Die Art, wie die beiden Minister, v. Schelling und v. Heyden, in brüskester Weise zum Rücktritt genöthigt worden sind, hat mit Recht überall Unzufriedenheit und Unmuth hervorgerufen. Wenn Minister, die ersten Diener des Staates, in einer Weise behandelt werden, wie ordentliche Herrschaften nicht gegen ihre Diensthoten verfahren, dann muß das Ansehen der Vertreter der Krone dem Parlamente gegenüber tief sinken und ihre Autorität den ihnen untergebenen Beamten gegenüber schwer erschüttert werden, dann werden die Minister wirklich, was Eugen Richter früher einmal mit Unrecht behauptete, nur Commis eines Höhern. Kein selbständiger Mann kann dann Neigung verspüren, ein solches hohes Staatsamt zu übernehmen, in dem er sich einer derartigen Behandlung zu gewärtigen hat. Der neue Justizminister Schoenstedt soll ein ausgezeichnete Jurist sein, seine politische Richtung ist ganz unbekannt. Herr v. Hammerstein-Logten, der neue Minister der Landwirthschaft, ist ein Mann von großer praktischer Erfahrung und die so lange zurückgesetzte Landwirthschaft verspricht sich von ihm Abhülfe ihrer dringendsten Beschwerden; unerfreulich bleibt es aber, daß man einen früheren Welfen auf einen preußischen Ministerposten berufen hat, sollte es

in Preußen wirklich keinen geeigneten Mann dafür geben? Weitere Ministerveränderungen scheinen zunächst nicht in Aussicht zu stehen, auch Minister v. Bötticher erhält fürs erste die wolverdiente Entlassung nicht. Ob das neu constituirte Ministerium Hohenlohe mehr Homogenität und innern Zusammenhalt haben wird als das Cabinet Caprivi-Eulenburg bleibt abzuwarten; besonders gespannt muß man sein, welche Rolle jetzt Herr Miquel spielen wird. Die politische Stellung der neuen Minister wird sich erst klar erkennen lassen, wenn der Reichstag wieder zusammengetreten ist, also in nächster Zeit. Das Wichtigste und Wünschenswerthe ist, daß fortan eine größere Stetigkeit in der Regierung herrscht, sonst wird der Kampf gegen die Umsturzparteien nicht mit Erfolg geführt werden können. Soviel bis jetzt verlautet, wird die Caprivische Vorlage im Wesentlichen unverändert dem Reichstage vorgelegt werden; es soll also der Versuch gemacht werden, die Socialdemokratie, insbesondere ihr Eindringen ins Heer, durch Verschärfung der bestehenden strafgesetzlichen Bestimmungen zu bekämpfen. Ob das möglich sein wird, ohne die freie Bewegung der auf dem Boden des Staates stehenden Parteien in Versammlungen und Presse zu hindern und zu gefährden, wird von vielen Seiten bezweifelt. Und ebenso unsicher ist es, ob die Regierungsvorlage im Reichstage Zustimmung finden wird. Nicht nur die freisinnige Volkspartei und Vereinigung sind entschieden dagegen, auch auf conservativer Seite werden vielfach Bedenken gegen den Plan der Regierung, gegen die Umsturzparteien auf dem Boden des gemeinen Rechtes vorzugehen, laut und das Centrum will zunächst garnichts davon wissen. Ein neues Socialistengesetz wäre unserer Meinung nach das Zweckmäßigste und Wichtigste, da die Regierung aber ein solches vorzulegen nicht geneigt ist, muß der Kampf in anderer Weise versucht werden, denn so, wie es gegenwärtig steht, kann es nicht bleiben, wenn die socialdemokratische und anarchistische Bewegung nicht aufs riesigste anschwellen soll. Auch der Particularismus macht sich wieder stärker bemerkbar, namentlich in Süddeutschland; den sprechendsten Beweis dafür liefert Baden. Einst als das deutsche Musterland von allen Liberalen gepriesen, als das Land, in dem zwischen Volksvertretung und Regierung die vollste Harmonie nationaler Gesinnung herrschte, gefeiert, zeigt Baden heute particularistische Neigungen und in seiner Kammer haben die Ultramontanen das Uebergewicht. Welch ein Wechsel ist das doch und wie eindringlich beweist er den völligen Niedergang des früher so angesehenen und einflußreichen Nationalliberalismus! Die Absicht der badischen Regierung, eine besondere Gesandtschaft an den Höfen von München und

Stuttgart zu errichten, um sich leichter über die gemeinsamen Interessen zu verständigen und eine bessere Fühlung mit den andern süddeutschen Regierungen zu haben, kann nicht anders angesehen werden als ein Versuch, den Sünden der Centralgewalt des Reiches gegenüber enger zusammenzuschließen; alle officiösen Versicherungen und Erklärungen der Karlsruher Regierung vermögen an diesem Eindruck nichts zu ändern. Mancherlei Vorgänge während der Zeit des Caprivischen Regiments mögen genügende Veranlassung zu einem solchen Schritte gegeben haben, ebenso die große Unberechenbarkeit an der maßgebenden Stelle im Reiche; zu bedauern bleibt es trotzdem, daß gerade Baden sich zu diesem partikularistischen Vorgehen entschlossen hat. Nachdem lange Zeit nur ungünstige Nachrichten von den deutschen Colonien in Afrika nach Europa gelangt sind, kommen jetzt wieder aus West- und Ostafrika erfreuliche Kunden: der alte gefährliche Hottentottenführer Hendrik Witboi ist vom Major Leutwein völlig geschlagen und zur Unterwerfung gebracht worden, die hoffentlich von Dauer sein wird, und der Gouverneur v. Scheele hat in allerdings blutigen Kämpfen den Wahheses schwere Niederlagen beigebracht und ihre Hauptstadt Kuirenga erstürmt. Durch diese Thaten wird das Ansehen Deutschlands bei den Eingebornen sich wieder bedeutend heben und wenn in Berlin ein eigenes Colonialamt gegründet oder wenigstens ein Personenwechsel in der Leitung der Colonialangelegenheiten eintritt, läßt sich ein neuer frischer Aufschwung der Colonialbewegung erhoffen.

Von den Parteiversammlungen in Deutschland verdient der socialdemokratische Congreß, der am 22. October in Frankfurt a. M. sich versammelte und dessen Verhandlungen 5 Tage lang währten, hervorgehoben zu werden. Vieles in diesen Verhandlungen war höchst charakteristisch und lehrreich. Bei Beantwortung der auch diesmal, wie schon mehrmals früher, laut werdenden Beschwerden darüber, daß die journalistischen und literarischen Vertreter der Partei, namentlich die Redacteurs des „Vorwärts“ zu hohe Gehalte erhielten, erkannte Bebel zum ersten Male den Vorrang und höhern Werth der geistigen Arbeit vor der körperlichen an und betonte ganz wie ein Bourgeois das Recht der geistigen Arbeiter auf höhern Lohn. Ferner bemerkte er, wenn die Honorare noch mehr herabgesetzt werden sollten, würden nicht wenige ihrer literarischen Vorkämpfer sich von der Socialdemokratie zurückziehen und bei den bürgerlichen Parteien bessere Verwerthung ihrer schriftstellerischen Thätigkeit suchen und finden. Bisher behaupteten die Socialdemokraten stets, die Anhänger ihrer Partei seien für die Sache zu jedem Opfer bereit, verzichteten vor freudiger Begeisterung auf jeden

Vortheil und trügen die schwersten Entbehrungen, daher sei ihre Partei die einzige in der Gegenwart, in der wirklich ideale Gesinnung herrsche. Auf diesen Idealismus werfen Bebels Erklärungen ein gresles Licht. Sodann war der Kampf zwischen Bebel und v. Vollmar sehr merkwürdig. Es handelte sich dabei um die Frage, ob es mit dem Princip der Socialdemokratie vereinbar sei für das Budget eines Staates zu stimmen, wie die Socialdemokraten unter v. Vollmars Leitung im bairischen Landtage gethan hatten. Da Bebel nicht durchdrang und überhaupt jede mißbilligende Erklärung abgelehnt wurde, so ward v. Vollmars Verhalten vom Congreß als berechtigt anerkannt. Bebel hat sich bei diesem Ausgange nicht beruhigt, sondern jünger in einer Parteiversammlung in Berlin heftige Anklagen gegen die bairischen Socialdemokraten und besonders v. Vollmar als Abtrünnige von den socialdemokratischen Grundsätzen erhoben und bei den Berliner Genossen lebhafteste Zustimmung gefunden. Die Münchener Genossen, Grillenberger und v. Vollmar, sind Bebel die Antwort nicht schuldig geblieben und dieser hat ihnen wieder sehr derb replicirt. Viele deutsche Blätter frohlocken über diesen Zwiespalt innerhalb der Socialdemokratie und stellen deren Zerfall in nahe Aussicht. Das ist aber sicherlich ein großer Irrthum und ein sehr unbegründeter Optimismus. Vollmar und Bebel sind in den Zielen ganz einig, nur über die Wege und Mittel dazu sind sie uneins, nur die Methode ihres Vorgehens ist verschieden. Auch die Unterschiede von Süden und Norden spielen in diesem Streite mit, endlich persönliche Rivalität und Eifersucht bei den alten Parteiführern gegen den jüngeren. v. Vollmar ist ohne Frage ein bedeutender Kopf, der bedeutendste wol unter den Führern der deutschen Socialdemokratie; seine Methode ist einfach die, die letzten Ziele der Socialdemokraten zu verschleiern, um desto sicherer die ländliche Bevölkerung zu gewinnen. Er will auch von der Versöhnung der Religion und dem Schimpfen auf die „Pfaffen“ nichts wissen, weil er sehr gut einsieht, daß die katholischen Baiern dadurch von dem Anschluß an die Socialdemokratie abgeschreckt werden. Sein auf dem Congreß entwickeltes Programm zur Gewinnung der ländlichen Bevölkerung ist in seiner Art ein Meisterstück, alle seine Vorschläge sind höchst geschickt zum „Bauernfang“, wie man es treffend bezeichnet hat, das Ganze so unaufrichtig und zugleich so wenig auf eine wirkliche Hilfe für die bäuerliche Bevölkerung ab Zweckend wie möglich. Sehr beachtenswerth und ein wichtiger Fingerzeig für die Regierungen und die staatserkhaltenden Parteien ist v. Vollmars Bemerkung: „Die eigentlichen Bauern werden wir nie für die Socialdemokratie gewinnen,

wir müssen unsre ganze Kraft auf die ländlichen Arbeiter richten.“ Wir glauben nicht, daß es zu einem völligen Bruch zwischen Bebel und v. Bollmar kommen wird und selbst wenn er wider Erwarten einträte, würde die Gefahr von Seiten der Socialdemokratie dadurch nicht gemindert werden, daß sie in zwei Gruppen zerfiel, da beide doch auf dasselbe Ziel hinarbeiten. Wenn nur nicht immer von Neuem Fälle vorkämen, in denen von Seiten Einzelner, sowie staatlicher Organe durch kurzfristige Härte und rücksichtsloses Eingreifen den Socialdemokraten in die Hände gearbeitet würde! Davon sind wieder die traurigen Vorgänge von Fuchsmühl in der bairischen Oberpfalz ein starkes Beispiel. Die Gemeinde, welche ihr Holzrecht im gutherrlichen Forste geltend macht, wird vom Verwalter fortwährend hingehalten, eine Beschwerde der Leute wird von der Regierung monatelang unbeantwortet gelassen, als dann aber die Dorfbewohner selbst ihr Recht sich nehmen und sich das Holz aus dem Walde holen, wird sogleich Militär requirirt und dieses geht so rücksichtslos gegen die Dorfleute vor, daß es mehrere Tode und Verwundete giebt. Natürlich herrscht jetzt im Orte heftige Erbitterung und die aufreizenden Reden der Socialdemokraten finden offenes Gehör. Die Leute waren gewiß straffällig, aber die Regierung und das Militärcommando trifft ein noch schwererer Vorwurf. Solche Vorgänge müssen in der gegenwärtigen Zeit absolut vermieden werden, sonst darf man sich nicht über das immer stärkere Anschwellen der Socialdemokratie wundern.

In **Oesterreich-Ungarn** werden die Zustände immer verworrener und zerfahrenere. Das österreichische Coalitionsministerium zeigt durchaus keine wirkliche Homogenität und wird sich schwerlich lange halten können; einzelne Minister scheinen es geradezu darauf abgesehen zu haben, Zwiespalte und Zerwürfnisse unter den verschiedenen Volksstämmen des vielsprachigen Kaiserstaates hervorzurufen. Noch hat sich die Aufregung unter den Deutschen Oesterreichs wegen der von der Regierung beabsichtigten Errichtung eines slovenischen Gymnasiums in Gills nicht gelegt, noch erfolgen in den verschiedensten Gegenden Proteste und Verwahrung gegen diese Verletzung des deutschen Besitzstandes und schon ist ein neuer Sprachenconflict von der Regierung herbeigeführt worden, der die Italienische Bevölkerung aufs heftigste erregt und abermals sind es die Slovenen, diese Lieblinge des Hofes und der Regierung, deren Wünsche erfüllt werden sollen. Der Justizminister Graf Schönborn, eine für diesen Posten sehr wenig geeignete Persönlichkeit, hat wieder in Erfüllung einer angeblich vom Grafen Taaffe gemachten Zusage, plötzlich die Anbringung

von doppelsprachigen, slovenischen und italienischen Schildern an allen Gerichtsgebäuden in denjenigen Städten Istriens, wo auch Slovenen leben, angeordnet. Darüber entstand bei den Italienern natürlich die größte Unzufriedenheit, das ganze Land gerieth in Bewegung und in der Küstenstadt Pirano, wo trotz aller Proteste auch ein solches Schild angebracht wurde, kam es zu einem Volksauflauf, der den Regierungsvertreter zur Wiederabnahme des schon angebrachten Schildes nöthigte. War die Anordnung für Pirano, wo nur wenige, des Italienischen meist kundige Slovenen leben, schon verkehrt und unüberlegt, so war das Zurückweichen der Regierung vor den Drohungen des Volkes noch schlimmer. Natürlich kam die Sache im österreichischen Reichsrathe zur Sprache, der Justizminister vertheidigte die Anordnung recht kläglich, indem er die Schuld auf die oberste Justizbehörde in Istrien schob, und es wurden nun mannigfache Compromißverhandlungen begonnen, deren Resultat war, daß in Zukunft die Anordnung nach Prüfung jedes einzelnen Falles, d. h. der Bevölkerungsverhältnisse der einzelnen Ortschaften Istriens, durchgeführt werden solle. In Pirano mußte zur Wahrung der Regierungsautorität die doppelsprachige Tafel wieder angebracht werden. Es klingt wie bittere Ironie, wenn die Vertreter dieser Stadt der Regierung unwillig erklärten: Sollten durchaus doppelsprachige Tafeln an Gerichtsgebäuden angebracht werden, warum dann nicht statt des slovenischen das deutsche, das doch die Staatsprache sei, gewählt werde? Das ist vollkommen richtig, aber das Coalitionsministerium scheint das ebenso vergessen zu haben wie früher das Ministerium Taafe. Die ganze Maßregel ist politisch so unüberlegt wie möglich, denn sie giebt der irredentistischen Bewegung in Istrien neue Nahrung und gewährt der italienischen Actionspartei, die nach Triest begehrt, neuen Agitationsstoff. Während es im Interesse Oesterreichs läge, der italienischen Bevölkerung des Kaiserstaates jeden Vorwand zur Unzufriedenheit zu nehmen, wird sie jetzt um der Slovenen willen geradezu in die Opposition gedrängt. — Eine schwer zu überwindende Schwierigkeit bildet für das Ministerium noch immer die Wahlreform. An die Einführung des allgemeinen directen Wahlrechts, wie es Graf Taafe zu dem Zwecke vorschlug, um der deutsch-liberalen Linken dadurch einen Theil ihrer Sitze zu entziehen, denkt jetzt Niemand; es soll vielmehr die Wahlreform nur darin bestehen, daß zu den 4 Wahlcurien, aus denen das österreichische Abgeordnetenhaus hervorgeht, eine fünfte hinzugefügt werde, deren Wähler die bisherige Zahl der Mandate des Abgeordnetenhauses um

43 neue vermehren sollen. Die Frage, über welche schon seit Monaten verhandelt wird, ist nun die, aus welchen Wählern diese fünfte Curie bestehen soll. Die Regierung schlug vor, sie aus allen weniger als 5 Gulden Steuern zahlenden Staatsangehörigen bestehen zu lassen. Dagegen erklärte sich aber Graf Hohenwart und sein Club, weil er den ländlichen Arbeitern das Wahlrecht nicht gewähren will. Darauf wurden die verschiedensten Vorschläge gemacht und sehr viel Anklang fand der eigenthümliche Plan, mit Beiseitelassung aller Rücksicht auf die Steuerzahlung, die neue Curie bloß aus Fabrikarbeitern zu bilden und ihr 22 Mandate einzuräumen; das würde denn eine reine Curie der Socialdemokraten sein. Auf einen solchen Gedanken konnte man doch nur unter dem Eindruck der großen Arbeiterdemonstration in Wien kommen. Die Polen haben nun in letzter Zeit einen neuen Vorschlag zur Bildung der 5. Curie gemacht, wonach dieselbe doch 43 neue Mitglieder wählen sollte, von denen 10 auf Galizien kommen; sie wollen nur die Dienstboten und die Knechte auf dem Lande vom Wahlrecht ausschließen. Ob dieser Plan, bei dem Galizien ganz unverhältnißmäßig bevorzugt ist, auf eine Mehrheit wird rechnen können oder ob er von neuen Combinationen abgelöst werden wird, bleibt abzuwarten. Jedenfalls ist die Erledigung der Wahlreform für das Coalitions-Ministerium eine Lebensfrage; gelingt sie ihr nicht bald, so tritt höchstwahrscheinlich eine Krisis für das Ministerium ein.

In **Ungarn** befindet sich die gegenwärtige liberale Regierung ebenfalls in kritischer Lage. Die vom Oberhause verworfenen confessionellen Gesetze sind noch nicht alle erledigt und der Kaiser-König zögert noch immer, die von beiden Häusern des Reichstags genehmigten Gesetze zu sanctioniren. Darüber beginnt schon vielfach Unzufriedenheit laut zu werden. Sehr unbequem, ja gefährlich für die jetzige Regierung wird der Aufenthalt Franz Kossuths, in Ungarn. Hatte schon die großartige Leichenfeier Ludwig Kossuths, der mit königlichen Ehren bestattet und als nationaler Heros gefeiert wurde, den Hof in Wien sehr unangenehm berührt, so muß ihn das Auftreten und die Agitationsreise Franz Kossuths mit vollem Rechte beleidigen und erbittern. Der junge Kossuth, dem nur der Name seines Vaters Bedeutung giebt, hat zuerst in einer pomphaften, sehr unpassenden Erklärung seine Anerkennung des jetzigen Königs und seine Ausöhnung mit ihm proklamirt, wie ein Fürst den andern anerkennt. Und nun reist er, der italienischer Staatsangehöriger ist, im Lande umher, hält Reden, läßt sich feiern und ruft eine offen antidynastische Bewegung hervor. In De-

breczin, das schon 1848 Mittelpunkt der Revolution war, ist es endlich soeben zu den skandalösesten Auftritten gekommen: Kossuth ist als künftiger Nachfolger seines Vaters begrüßt, es sind revolutionäre Lieder, ja zuletzt ein gemeines Spottlied auf die Deutschen, das 1848 und 1862 oft vernommen ist, gesungen worden. Und an solchen Versammlungen nehmen niedere und auch höhere Beamten der Regierung theil! Auf eine Interpellation im Abgeordnetenhause haben der Minister des Inneren Hieronimi und der Justizminister Szilagyi allerdings erklärt, sie würden gegen diese Ausschreitungen energisch vorgehen, aber die Regierung wagt es offenbar nicht, thatkräftig einzugreifen, weil sie dann die Unterstützung der extremen Partei zu verlieren fürchtet. Wie ganz anders verfuhr sie gegen die Verfasser des rumänischen Memorandums, welche die äußerste Strenge des Gesetzes zu erfahren hatten. Ohnehin wird die Strömung, welche auf die Durchführung der reinen Personal-Union hinstrebt, im Lande immer mächtiger. Andererseits kann der König, wenn seine Autorität nicht gänzlich verschwinden soll, die Dinge nicht weiter so fortgehen lassen. So stehen in Ungarn über kurz oder lang schwere Konflikte in Aussicht und es erscheint höchst zweifelhaft, ob das Ministerium Weferle sich lange am Staatsruder wird behaupten können.

Auf der **Balkan-Halbinsel** herrscht gegenwärtig Ruhe. In Serbien hat der Staatsstreich Milans und die Beseitigung des Regiments der Radikalen nicht die schlimmen Folgen gehabt und die Unruhen hervorgerufen, die man fürchtete; der ganze Verfassungs-Apparat in diesen Balkan-Staaten ist doch größtentheils nur Form und Komödie. Seitdem der alte eiserne Nicola Christitsch an der Spitze eines Coalitions-Ministeriums steht, ist die Ruhe im Lande gesichert und auch die Radikalen fangen wieder an sich der Regierung zu nähern. In Bulgarien haben die unruhigen Bewegungen, welche der Sturz Stambulows hervorrief und die anfangs fast einen Bürgerkrieg besorgen ließen, aufgehört und ein beruhigter Zustand ist eingetreten. Daß Stambulows Fall unvermeidlich war, gestehen auch ausländische sachkundige, ihm früher geneigte Berichterstatter zu; besonders der harte Steuerdruck hatte einen großen Theil des Volkes von ihm abgewandt, dazu kam sein rücksichtsloses despotisches Benehmen. Das Ministerium, welches ihm in der Regierung folgte, hat schon manche Aenderungen erfahren, doch steht Stoilow noch immer an der Spitze. Die jetzige Regierung und Volksvertretung kennzeichnet eine Rußland freundliche Gesinnung, für Dragan Zankow ist aber noch immer kein Platz im Lande.

Prinz Ferdinand und seine Rathgeber hoffen auf eine Ausöhnung Rußlands mit Bulgarien, diese wird aber sicherlich nur eintreten, wenn sich das Land den Forderungen Rußlands unterwirft.

**Frankreich** bot in dem vergangenen Monat ein ganz eigenartiges Schauspiel. Nirgendwo außerhalb des russischen Reiches hat die Kunde von der schweren Krankheit und von dem Tode Kaiser Alexander III so tiefen Eindruck gemacht, so schmerzliche Trauer hervorgerufen als hier. Monarchisten, opportunistische und radikale Republikaner bezeugten wetteifernd ihren Schmerz beim Eintreffen der Todesnachricht und die katholische und protestantische Geistlichkeit veranstalteten gleichmäßig kirchliche Trauerfeiern, auch die Juden in ihren Synagogen blieben nicht zurück. Es war, als ob Frankreich eine Provinz des russischen Reiches sei, als ob die Franzosen das Oberhaupt ihres Landes verloren hätten; nie ist wohl über einen fremden Souverän so in einem Lande getrauert worden, wie jetzt in Frankreich. Seit bald 300 Jahren ist der Tod keines seiner Könige vom französischen Volke so schwer empfunden und so tief beklagt worden, wie das Hinscheiden Kaiser Alexander III. Und selbst Heinrich IV. wurde nur von einem Theile des Volkes beweint. Diese Trauerzeit hat dem Ministerium Dupuy eine Erholungsfrist gewährt und ihm gestattet, sich noch einige Zeit zu behaupten. Es ist für französische Verhältnisse schon ziemlich lange am Kluder und schon machen sich allerlei Anzeichen bemerklich, daß seine Tage gezählt sind, auch sind zur Genüge Deputirte bereit, an seine Stelle zu treten. Stabilität der Regierung ist ja bei der Souveränität der Kammer in dieser demokratischen Republik unmöglich. Dazu kommt, daß Herr Dupuy in keinem besonders freundlichen Verhältniß zu dem Präsidenten Casimir Perier steht. An diesem und seinem Auftreten als Präsident haben die Pariser allerlei auszusetzen und die Socialisten bemühen sich systematisch den Präsidenten zu verunglimpfen und seine Vorfahren dem Volke als blutsaugerische Ausbeuter der Arbeiter darzustellen. Dem Charakter der Franzosen entspräche nur ein militärisches Oberhaupt, von einem solchen wollen aber die Kammern nichts wissen, weil sie nicht ohne Grund fürchten, ein General würde sich bald zum Dictator und Herren des Landes machen. Zum ersten Mal wieder seit 10 Jahren rüstet sich die französische Republik zu einem auswärtigen kriegerischen Unternehmen, zum Feldzuge gegen Madagaskar. Als damals Jules Ferry die Expedition nach Tonkin ins Werk setzte, um Frankreich seine Machtstellung in Hinter-Indien zu sichern, da führten die ersten Mißerfolge seinen Sturz herbei und

nie ist es dem „Tonkinesen“ vergessen worden, daß er Frankreich im fernsten Asien gefährlich engagirt habe, und nie ist er wieder zur leitenden Stellung gelangt. Heute liegen die Dinge ganz anders. Frankreich fühlt sich durch das gute Einvernehmen mit Rußland gedeckt, es ist sicher, daß ihm von Seiten Englands keine Schwierigkeiten gemacht werden und in der Kammer kann die Regierung auf eine starke Majorität für ihr Vorgehen rechnen. Es soll die Protection über die Insel, welche durch den Vertrag von 1885 Frankreich eingeräumt und von England 1890 förmlich anerkannt worden ist, aber von der Hovas-Regierung in den letzten Jahren wenig respectirt worden war, nachdrücklich wiederhergestellt werden, nachdem alle Versuche des französischen Abgesandten Le Myre de Villers den Premier-Minister Rainilai vony zur Nachgiebigkeit zu bewegen vergeblich gewesen sind. Der Krieg wird bei der Tapferkeit der Eingebornen und der Schwierigkeit des Terrains blutig und nicht leicht sein. Trotzdem werden die Franzosen natürlich zuletzt den Sieg behalten, und dann wird Madagaskar nach einer, dem Minister Hanotaur in der Kammer entchlüpften Bemerkung „eine sehr gute Colonie“ für Frankreich werden. Ob England trotz seiner officiell freundlichen Haltung zu der beabsichtigten Expedition Frankreich den Besitz der großen und reichen Insel ohne Weiterungen zugestehen wird, ist nicht sehr wahrscheinlich, jedenfalls werden die Eingebornen von Madagaskar gegen baare Bezahlung mit guten englischen Gewehren versehen werden. Im Augenblick herrscht wieder einmal starke Spionensfurcht in Frankreich, die sicherlich ebenso grundlos ist, wie früher; wirklichen Verrath scheint der französische Hauptmann Dreyfuß, aus der reichen jüdischen Familie im Elsaß, an geheimen Actenstücken des Kriegs-Ministeriums geübt zu haben, doch ist die Sache noch nicht recht aufgeklärt.

In **England** ist jetzt die Zeit der politischen Reden. Mächten Reden den großen Staatsmann, dann würde Lord Rosebery darauf Anspruch erheben können, einer der ersten Europas zu sein. In Leeds, in Sheffield, in Bradford, in Glasgow, in der Guildhall der City und an anderen Orten hält er Reden über die nothwendige Reform des Oberhauses, über die auswärtige Politik Englands, über Kaiser Alexander III und Englands Verhältniß zu Rußland, über den Krieg zwischen Japan und China, über die Entstaatlichung der Kirche in Wales und in Schottland und vieles Andere. Er spricht stets in so schillernden Ausdrücken, bedient sich so verkläufelirter Wendungen, daß man meist über seine eigentlichen

Ziele und Absichten im Dunkeln bleibt; das bezweckt er wahrscheinlich grade mit seinen Reden und über vieles ist er wohl selbst nicht mit sich im Reinen. Wenn er z. B. in seiner Glasgower Rede erklärt, er sei ein Gegner des Einkammer-Systems, dann Anklage gegen den Starrsinn der conservativen Lords erhebt und schließlich ausruft: lieber nur eine Kammer als dieses Haus der Lords, wie es ist, und dann weiter bemerkt: wenn nur eine Kammer da sei, dann müsse, um die wirkliche Stimmung des Volkes zu erfahren, jedes Mal über wichtige Fragen ein Volks-Referendum, eine allgemeine Volksabstimmung veranstaltet werden — so ist das eine Häufung von Widersprüchen und Unklarheiten. Ein Hauptzweck seiner Auseinandersetzungen über die auswärtige Politik ist der, die Schlappe zu verhüllen, welche er sich und England durch die allseitige Ablehnung der von ihm vorgeschlagenen Friedensvermittlung zwischen Japan und China zugezogen hat. Lord Rosebery streckt in seinen Reden seine Arme weit geöffnet nach Frankreich und besonders nach Rußland aus, mit dem er nach Erledigung der Pamir-Frage jede Veranlassung zu Zwistigkeiten beseitigt sieht. Dieser beeiferte Annäherungsversuch des englischen Premiers ist von der russischen Presse ziemlich skeptisch und zweifelnd aufgenommen worden. Denn nur unklarer Optimismus oder absichtliche Täuschung kann behaupten, daß es zwischen England und Rußland keine Gegensätze der Interessen mehr gebe; in Europa, wie in Asien existiren sie, auf der Balkan-Halbinsel, ebenso wie in Mittel- und Ost-Asien. Die so nachdrücklich betonte Hinneigung der jetzigen englischen Regierung zu Rußland hat zweifellos den Zweck einer Drohung gegen Deutschland, mit dessen Haltung die Engländer in jüngster Zeit nicht mehr zufrieden sind. Wie auf Kommando haben verschiedene englische Blätter Beschwerden und Klagen über das wenig freundliche Verhältniß Deutschlands zu England, das ihm doch so viel Entgegenkommen in Afrika bewiesen habe, gebracht, den nahen Zerfall des Dreibundes verkündet und Deutschlands steigende Isolirung wehmüthig bedauert. Daß solche Äußerungen der Presse nicht ohne Einwirkung des auswärtigen Amtes erfolgt sind, liegt auf der Hand. Die Engländer spüren das Wehen eines kräftigen Geistes in der deutschen Colonial-Politik und der gefällt ihnen garnicht; auch daß Deutschland jetzt weniger geneigt ist für die englischen Interessen einzutreten, verstimmt sie in hohem Grade. Mit Bedauern merken sie, daß Graf Caprivi, der ein Reichskanzler nach ihrem Herzen war, nicht mehr die Politik des deutschen Reiches leitet. Es zeigt nur von wenig politischer Einsicht oder starker Selbstüberhebung,

wenn die englischen Politiker Deutschland durch Drohungen wieder sich näher bringen zu können glauben. Auf die englischen Verwarnungen und Vermahnungen haben soeben die „Hamburger Nachrichten“ in einem vortrefflichen, von wahrhaft staatsmännischem Geiste erfüllten Artikel geantwortet und überzeugend nachgewiesen, daß nicht Deutschland Englands, sondern England Deutschlands und des Dreibundes bedarf und die Rückkehr zur alten Bismarckschen Politik Großbritanniens gegenüber für das vom deutschen Standpunkt einzig Richtige erklärt. Die Mißgunst und das unfreundliche Benehmen der Engländer gegen die Colonialunternehmungen Deutschlands in Afrika, ihre Ränke und listigen Versuche, den Deutschen überall zuvorzukommen, sind noch in zu frischer Erinnerung, als daß die Versicherungen des Gegentheils irgend welchen Eindruck machen könnten. Lord Rosebery wird sicherlich mit seinen Einschüchterungsversuchen auf der einen und mit seinem Liebeswerben auf der andern Seite ebenso Fiasco machen, wie mit seiner unberufenen Friedensvermittlung zwischen Japan und China und damit einen neuen Beweis dafür liefern, daß er für die Leitung der auswärtigen Politik seines Landes wenig staatsmännischen Verstand besitzt, für die innere Politik freilich ebensowenig, denn es ist der rücksichtsloseste Radikalismus, der in seinen Reformplänen zum Ausdruck kommt. Das Haus der Lords, diesen ältesten Theil der englischen Verfassung, zu beseitigen oder vollständig umzugestalten ist ein revolutionärer Gedanke, dessen Ausführung die bisher so streng festgehaltene Continuität der englischen Verfassung völlig durchbrechen würde. Die Puritaner haben das im 17. Jahrhundert versucht, nicht zum geringsten Theile ist die von ihnen aufgerichtete Verfassung dadurch gescheitert. Und weshalb soll das geschehen? weil das Haus der Lords von Home Rule für Irland nichts wissen will und dieses durchzusetzen ist für das jegige liberalradikale Ministerium eine unumgängliche Nothwendigkeit, da es ohne die Stimmen der Iren fallen muß. Lord Roseberys sich überstürzende Reformpläne, seine radikalen Reden, sein überhastetes Vorgehen machen wirklich den Eindruck, als ob er, wie ein englisches Blatt meint, absichtlich seinen Sturz herbeiführen wolle, in der Erkenntniß, daß die von ihm begangenen Mißgriffe sich zunächst doch nicht würden wieder gut machen lassen.

In **Italien** liegt die Leitung des Staates in den festen Händen Crispis. Daß dieser, einst selbst revolutionäre, Staatsmann, mit rücksichtsloser Energie gegen staatsfeindliche Elemente vorzugehen versteht, hat er durch die am 22. October gleichzeitig in allen 35 Provinzen des Festlandes

# Baltische Monatschrift.

~~~~~  
Herausgegeben

von

Arnold v. Tidebühl.

~~~~~

Sechsendreißigster Jahrgang.

IXL. Band.

—————  
❖❖❖

Reval, 1894.  
Franz Kluge.

Дозволено цензурою. Рига, 1 Декабря 1894 г.

# I n h a l t.

## A. Abhandlungen, Aufsätze und Notizen.

|   | Seite.           |
|---|------------------|
| Aus den Tagebüchern des Grafen P. M. Walujew (1856 und 1857)  | 1 und 89         |
| Briefe der Baroness Edith von Rahden an Georg Berkholz.<br>Herausgegeben von H. D.  | 14 und 105       |
| Ueber die Astrologie. Ein Vortrag von Dr. L. Struve . . . . .   | 57               |
| Ein ferienausflug an die persische Grenze. Aus einem Brief<br>von Dr. A. Walter   | 54               |
| Ein ungedruckter Brief L. v. Ranke's. Mitgetheilt von Fr. v. Kenßler  | 62               |
| K. E. v. Baer's Homerstudien. Ein Vortrag von E. Hörschelmann.  | 73               |
| In welcher Bedrängniß sich unsere Kirche im Jahre 1710<br>befand  | 122              |
| Ein altes isländisches Tagebch. Von J. K. . . . .   | 129              |
| Die Bedeutung der Persönlichkeit für das Rechtsleben. Ein<br>Vortrag von Prof. C. Erdmann . . . . .   | 135              |
| Der Charakter der Balten in Vergangenheit und Gegenwart.<br>Antwort auf die Angriffe des Herrn A. Hammarfsjöld gegen die<br>Deutschen in den Ostseeprovinzen. Von einem baltischen Historiker | 147              |
| Paul Jordan f. Von E. v. Nottbeck . . . . .   | 176              |
| Ein Göttinger Stammbuch (1774—76)   | 181              |
| Vizekanzler Graf Nikita Petrowitsch Panin. Von Professor<br>J. Engelmann . . . . .  | 199 und 261      |
| für Wenige. Erinnerungen an Edith Rahden. Aus dem Russischen<br>übersetzt von E. M. . . . .   | 227              |
| Zurechtstellungen zu dem Artikel „für Wenige“ von Olga von Timroth,<br>geb. Baroness von Rahden . . . . .   | 454              |
| Das baltische Dichterbuch. I. Von H. D. . . . .   | 245              |
| Ueber die älteste Verfassung Riga's. Von C. Mettig . . . . .  | 252              |
| Recht und Moral. Ein Vortrag von Prof. C. Erdmann . . . . .   | 283              |
| Gerhardt von Reutern. Ein Lebensbild . . . . .  | 294, 333 und 494 |
| Friedrich Niezße, der Philosoph der Gegenwart. Von Gregor<br>von Glasenapp . . . . .  | 313 und 457      |
| Die Hauptmomente in der Geschichte des Dorpater Chargirten-<br>convents. Von Arjel von Gernet . . . . .   | 375              |
| Welche Bedeutung hat die Philosophie für das praktische<br>Leben? Von M. von Sivers . . . . .   | 419              |
| Karl Eduard von Liphart. Von Graf A. f. von Schack . . . . .  | 424              |
| Graf A. f. von Schack f. . . . .  | 432              |
| Die Insel Mohn. Eine Skizze aus der baltischen Inselwelt. Von<br>Reinhold Baron Stäfelberg . . . . .  | 436              |
| Otto Arnold Paykull. Von Otto Sjögren. Uebersetzt von Dr. A.<br>Bergengrün . . . . .  | 474 und 521      |
| Aus alter Zeit. Von Fr. Humnius, Probst in Maholm . . . . .   | 515              |
| Woher stammen die Rigenfer? Von C. Walter . . . . .   | 537 und 625      |
| Shakespeare's Märchendramen im Lichte christlicher Ethik.<br>Von E. G. Engelmann. Herausgegeben von H. Diederichs . . . . .   | 563              |

IV

|   |             |
|---|-------------|
| Gegensätze in der Auffassung christlicher Grundgedanken. (Wie stellen wir uns zu Harnack?) Von R. . . . .                   | 589         |
| Propst Glücks Berichte aus Marienburg an den Grafen Dahlberg vom Jahre 1701. Mitgetheilt von Dr. Fr. Bienemann jun. . . . . | 607 und 680 |
| Vergessene Worte . . . . .  | 620         |
| Politische Correspondenzen . . . . .  | 637 und 748 |
| Allerhöchstes Manifest vom 20. October 1894 . . . . .   | 664         |
| Die baltischen Provinzen unter Alexander III. . . . .   | 667         |
| Ueber die „natürlichen Grenzen“. Ein Brief vom Jahre 1701 . . . . .   | 697         |
| M. R. v. Stern und Victor v. Andrejanoff. Von Gregor von Glasenapp . . . . .  | 700         |

B. Besprochene Bücher.

|  |     |
|--|-----|
| Waldmann, Lenz in Briefen. Von —c— . . . . .   | 64  |
| Hasselblatt, Die Ehrenlegion der 14,000 Inmatriculirten. Von —c— . . . . .   | 66  |
| Gernet, A. v., Das Ringen des landmannschaftlichen und burschenschaftlichen Princips in Dorpat. Von —c— . . . . .              | 68  |
| Gernet, A. v. Forschungen zur Geschichte des baltischen Adels I. Von f. Ke. . . . .  | 69  |
| Grotthuß, J. E. von, Das baltische Dichterbuch. Von H. D. . . . .  | 245 |
| Bulmerincq, A. v., Der Ursprung der Stadtverfassung Riga's. Von C. Mettig . . . . .  | 252 |
| Mittheilungen aus der livländischen Geschichte. Bd. XVI, 1 . . . . .   | 447 |
| Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands aus dem Jahre 1893 . . . . . | 449 |
| Beiträge zur Kunde Ehst-, Liv- und Kurlands. Bd. IV, 4 . . . . .   | 449 |
| Hansen, Gotthard v., Aus baltischer Vergangenheit. Miscellaneen aus dem Renaler Stadtarchiv . . . . .                          | 451 |
| Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik . . . . .  | 451 |
| Das Kurländische Ritterbuch . . . . .  | 452 |
| Behn, Victor, Reisebilder aus Italien und Frankreich. Von G. E. . . . .  | 582 |
| Grotthuß, J. E. von, Heinrich Heine als deutscher Lyriker. Von L. f. . . . .   | 662 |
| Johannson, Heinrich, Die baltischen Lande in Liedern ihrer Dichter . . . . .   | 665 |
| Stern, M. R. v. } poetische Schriften. Von Gregor v. Glasenapp . . . . .   | 700 |
| Andrejanoff, V. v. }   |     |
| Dahn, Felix, Julian der Abtrünnige. Von E. v. S. . . . .   | 757 |

C. Gedichte.

|  |     |
|--|-----|
| Der Hammer der Thorheit, freie Uebersetzung aus dem Indischen. Von Kenatus . . . . . | 55  |
| Finlandfahrt. Von Guido Eckardt . . . . .  | 105 |
| Das Innerste. Von Kenatus . . . . .  | 175 |
| Unser Wald . . . . .   | 244 |
| Vermählt. Von Guido Eckardt . . . . .  | 512 |
| In der Fremde. Von L. f. . . . .   | 560 |
| „Flüster, leises Athemholen . . .“ Von A. Fet. Uebersetzt von A. Ascharin . . . . .  | 622 |
| Buddha. Von Mereshkowski. Uebersetzt von A. Ascharin . . . . .                       | 622 |
| Sommermorgen. Von Alexander Baron Mengden . . . . .                                  | 679 |



durchgeführte Schließung von 271 socialistischen Arbeitervereinen bewiesen. Eine durchgreifende Reform und Vereinfachung der gesammten Administration Italiens beschäftigt ihn seit längerer Zeit, und wird wol, da ihm das Parlament fast dictatorische Gewalt zu dem Zweck gegeben hat, bald zur Ausführung kommen. Ein leitender Gesichtspunkt bei diesem Plan ist auch die Herbeiführung größerer Ersparnisse im Interesse der schwer gedrückten Finanzen des Reiches. Ob es möglich sein wird auch beim Heere Einschränkungen vorzunehmen, ohne die Wehrkraft Italiens zu schädigen, wie der Kriegsminister Ricotti in Aussicht gestellt hat, wird sich erst zeigen müssen. Trotz aller Sparsamkeit wird es ohne neue Steuern schwerlich gelingen das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben herzustellen. Gegen solche hat Crispi mit Recht große Bedenken, da die Landbevölkerung nicht weniger Provinzen schon jetzt schwer belastet ist. Namentlich in Sicilien, dem Lande der Latifundien und der Schwefelgruben, würden neue oder erhöhte Steuern wahrscheinlich neue Unruhen und eine Neubelebung der socialistischen Verbände der Fasci hervorrufen. Die ergreifenden Schilderungen des Herzogs von Gualtieri und des Journalisten Adolf Rossi haben die furchtbare Nothlage der armen Bevölkerung Siciliens noch vor Kurzem aufs hellste beleuchtet. Wenn aber Italien seine Großmachtstellung behaupten will, und dazu ist jeder Italiener entschlossen, so wird es dafür auch vor den schwersten Opfern nicht zurückschrecken dürfen. Kein Land vielleicht empfindet so schwer den Druck fortwährender Kriegsrüstung, wie Italien, aber es wird ihn ertragen müssen, so lange die gegenwärtigen politischen Constellationen Europas dauern.

Die Besprechung der Kämpfe in Ostasien, die jetzt eben an einem Wendepunkt stehen, behalten wir uns für das nächste Mal vor.

16. (28.) November 1894.

r.



### Corrigenda:

In dem Artikel: Gegensätze in der Auffassung christlicher Grundgedanken.

S. 593 Z. 16 v. u. l. teleologischer statt theologischer.

„ 596 „ 10 „ o. „ gemeint statt genannt.

„ 598 „ 14 „ u. „ Gottmenschen statt Gottesmenschen.

„ 599 „ 17 „ o. „ bestehenden statt bestehenden.

„ 604 letzte Zeile „ rechtlichen statt rechten.

In dem Artikel: Propst Glücks Berichte aus Marienburg.

S. 619 Z. 9 v. o. l. Spens statt Sgens.

In dem Artikel: „Die Ostseeprovinzen unter Alexander III.“

S. 668 Z. 18 v. u. l. pacificirt statt paccificirt.

In dem Artikel: M. R. v. Stern und B. v. Andrejanoff.

S. 720 Z. 4 v. o. l. Arbeitstheilung statt Arbeitsheilung.



Die Allerhöchst bestätigte Gesellschaft von Landwirthen  
des livländischen Gouvernements

in Firma:

[12]—12.

# „Selbsthilfe“

(vormals Livländ. Consumgeschäft).

Haupt-Comptoir und Lager in Riga, Wallstrasse 2.

---

## Vertreterin des Baltischen Molkerei-Verbandes.

An- und Verkauf von Butter, Käse etc.

Niederlage von sämmtlichen Meierei-Geräthen und Utensilien,

wie:

Centrifugen, Buttermaschinen, Butterknetern, Transportkannen,  
Kühlapparaten, Butterfarbe, Lüneburger Buttersalz, Exporttonnen etc.

---

Vertreterin der renommirten Firma

**Ruston Proctor & Co. in Lincoln**

für

**Locomobilen und Dampfdreschmaschinen.**

---

**Niederlage von sämmtl. landwirthschaftl. Maschinen,**

wie:

Pflüge, Eggen, Ringelwalzen, Säemaschinen, Mähmaschinen,  
Göpel Drescher, Reinigungsmaschinen etc.

**Düngemittel,** wie: Superphosphat, Knochenmehl, Kainit und Thomas-  
schlacke.

**Kraftfutter,** wie: Lein-, Hanf-, Sonnen- und Cocoskuchen, Weizenkleie  
und Malzkeime.

Eisen, Ketten, Hufnägel und Drahtnägel.

**Landwirthsch. Sämereien:** wie: Rothklee, Thimoty, Bastard-  
klee und sämmtliche Grassaaten.

Salz und Heringe.

**Petroleum und Maschinenöl.**

Feuerspritzen und Jauchepumpen, Hanfschläuche, Lederriemen etc. etc.

**An- und Verkauf von Getreide und Saaten.**

---

# Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.

Gegründet 1865.

---

Special-Abtheilung für Landwirthschaft.

**Grosses Lager landwirthsch. Werke.**

Mein landwirthschaftliches Bücherverzeichniss, 1890 erschienen, 120 Seiten stark, steht gratis und franco zu Diensten. Nichtvorräthiges wird in kürzester Zeit besorgt. Durch meine Verbindungen im Auslande bin ich in den Stand gesetzt, auch seltene Werke zu angemessenen Preisen zu beschaffen.

Für eine vollständige Collection landwirthschaftlicher Werke wurde mir im Jahre 1890 in Wenden als I. Preis die Anerkennung I. Grades, gleichbedeutend der

**Silbernen Medaille**

zuerkannt.

Werro 1891 wurde mir eine

**Dankende Anerkennung**

zu Theil.

# Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.

# Abonnements-Einladung.

---

Ein neuer Jahrg. der „Baltischen Monatschrift“, der siebenunddreißigste, beginnt im Januar 1895.

Hinsichtlich des Programms wird keine Veränderung eintreten. Nur soll der Politik, auch der baltischen Landespolitik, mehr Raum, als es in den letzten Jahren möglich war, gewidmet werden und dementsprechend die kürzlich wiedereingeführte, überall beifällig aufgenommene „Politische Correspondenz“ regelmäßig in jedem Hest Platz finden. Neben der politischen Geschichte unserer Tage werden die Artikel der „Baltischen Monatschrift“ wie bisher allgemeine und provinzielle Zeitfragen und Interessen, Kirchen- und Schulwesen, Ethnographisches und Statistisches, das Rechtsleben, agrare Verhältnisse u. ä. m. zum Gegenstande haben. Historisches soll nur insoweit gegeben werden, als die unmittelbare Beziehung zur Gegenwart sich unschwer erkennen läßt. Jedes Hest wird, wie in letzter Zeit, einen poetischen Beitrag einheimischer Provenienz enthalten. Ferner ist eine „Literarische Umschau“ als ständige Rubrik in Aussicht genommen.

Die einzelnen Hefte (im Umfange von 4—5 Bogen) werden nicht mehr am Ende, sondern wiederum am Anfang jeden Monats erscheinen, das erste Hest des neuen Jahrganges also bereits am 2. Januar 1895. Es ergeht daher an die geehrten Abonnenten der „Baltischen Monatschrift“ die Bitte, das Abonnement noch vor Weihnachten erneuern zu wollen, damit Unterbrechungen in der Zustellung vermieden werden. Der Abonnementspreis beträgt für den Jahrgang acht Rubel. Bestellungen werden von allen größeren deutschen Buchhandlungen entgegengenommen.

---